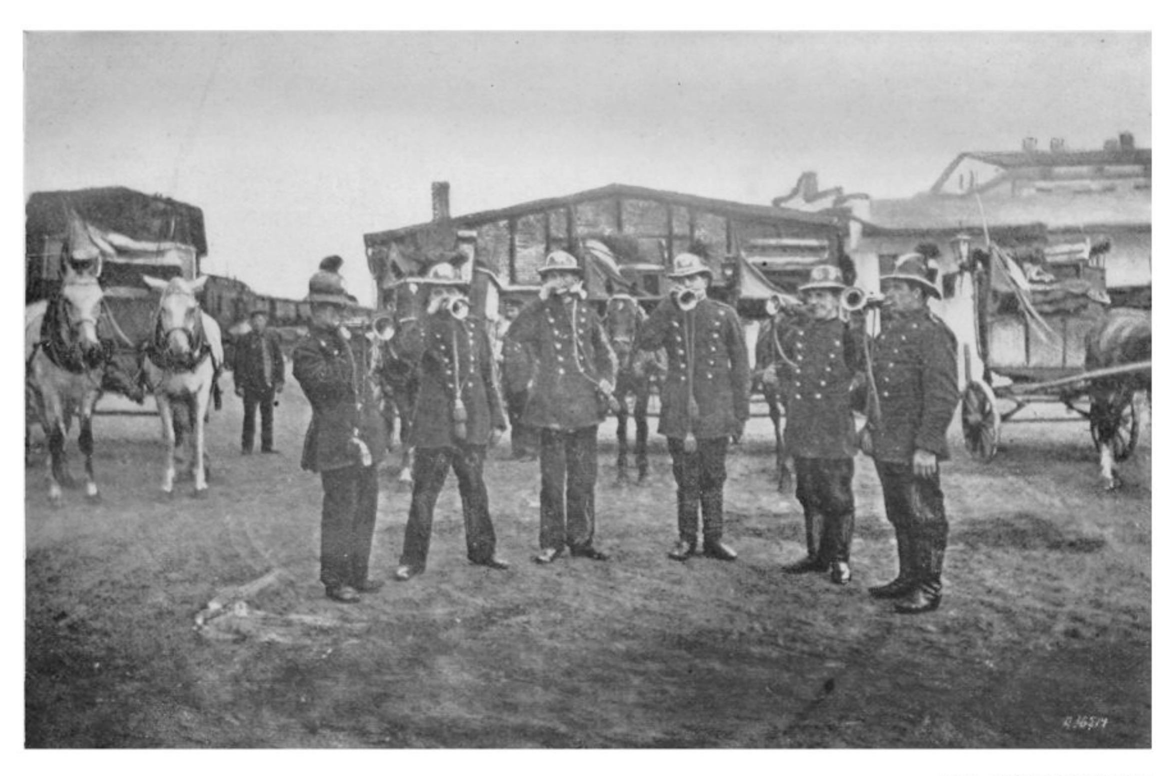




phot. A. Nohl in Breslau

Profit Neujahr!
Hörnergruß der Postillone am Neujahrsmorgen



phot. A. Nohl in Breslau

Das Abstempeln der Neujahrsgrüße auf dem Hauptpostamte in Breslau

Neujahr bei der Post in Breslau

Sobald wir unsere Neujahrskorrespondenz fertig gestellt haben, bringen wir sie nach dem Briefkasten; damit sind unsere Pflichten zu Ende. Das weitere denken wir uns höchst einfach, — die Briefkasten werden geleert, die Neujahrswünsche gestempelt und abgesandt, und pünktlich am nächsten Tage sind sie da, wohin sie bestimmt waren. So einfach aber ist die Sache nicht. Kommen wir nach einem großen Briefträgersaal, vielleicht beim Postamt 1 (Albrechtstraße), oder nach einer bedeutenden Briefabfertigungsstelle, Postamt 2 (Hauptbahnhof), so werden uns an den Wänden landkartenähnliche Aushänge auffallen, die besonders zum Neujahr auf allen größeren Postämtern zu finden sind. Diese scheinbaren Landkarten sind die Dienststundenpläne der Beamten und Unterbeamten. Sie sind das Ergebnis vielen Nachdenkens und reiflicher Kalkulationen, ähnlich, wie der Generalstab arbeitet, wenn ein Manöver oder gar eine Schlacht in Aussicht ist. Jeder Beamte und Unterbeamte ist mit Namen genannt, die auszuführende Dienstleistung durch eine Nummer gekennzeichnet, und in den ellenlangen Ausführungen und Erläuterungen dazu ist dann unter dieser Nummer bezeichnet, was der Beamte oder Unterbeamte in der Diensttour zu leisten und auszuführen hat. Rote Zahlen geben wieder besondere Dienstobliegenheiten an. Gleichzeitig ist die Zahl der Dienststunden berechnet, und wenn wir diese betrachten, so wird es uns bald klar, daß die Herren von der Post wenig Gelegenheit haben, Silvester und Neujahr zu feiern; denn zwölf- bis sechzehnstündige Dienstschichten sind durchaus noch keine Maximalleistungen. Man würde staunen, wenn man die Vorkehrungen sieht, die allein die umfangreichen Kastenleerungen durch das zahlreiche ständige und Aushilfspersonal erfordern. Die Postämter wissen genau, wie weit jeder Briefkasten vom Postamt entfernt ist, wie lange Zeit es erfordert, bis der Kastenleerer seine bestimmt vorgeschriebenen Briefkästen geleert hat, wie viele Minuten er braucht, um pünktlich auf dem Postamt zurück zu sein Es findet in dieser Beziehung eine genaue Kontrolle statt. Das Postamt 1 (Albrechtstraße) hat hauptsächlich den Breslauer Ortsverkehr zu bewältigen; für alle Stadtpostämter bildet dieses Zentralamt den Mittelpunkt. Sämtliche von den Stadtpostämtern abgebundenen „herzlichen Glückwünsche" für andere Breslauer Bestellämter werden vom Postamt 1 in Empfang genommen, umgepackt, nötigenfalls umsortiert und sofort weitergesandt. Strahlenförmig kommen und gehen die schnellen gelben Briefkariole; die Zentrale ist der Brennpunkt des ganzen Breslauer Neujahrs-Ortsverkehrs. Ebenso versorgt wieder das Hauptpostamt laufend die Stadtpostämter mit der Korrespondenz, die ihm durch die Bahnposten für „Breslau Ort" zugeht. Die Bahnposten können sich unterwegs natürlich mit der Vorsortierung der Breslauer Ortsbriefe nicht beschäftigen; es mangelt an Raum; deswegen weisen sie alle Ortssendungen einfach aufs Hauptpostamt ab. Sobald ein Sack solcher Briefe erscheint, wird er sofort geöffnet und zahlreiche Hände haben im Handumdrehen die „Glückwünsche" den verschiedenen anderen Breslauer Postämtern zusortiert. Sämtliche Räume des Postamts 1 sind mit kleinen und größeren Arbeitsständen besetzt, welche Tag und Nacht, trotzdem man die Fächer der Spinde so oft abbindet, niemals leer werden. Unendlich ist die Briefflut. Aber auch nach auswärts hat das Hauptpostamt einen riesigen Neujahrsverkehr zu bewältigen, bei dem zahlreiche Beamte und Unterbeamte mitwirken. Alle die riesigen Mengen von Briefschaften aus einigen hundert Briefkästen der inneren Stadt müssen schnell zum Abfluß gebracht werden. Es ist wirklich hochinteressant, Silvester und Neujahr beim Breslauer Hauptpostamt mitzuerleben. Die Postämter 2 (Hauptbahnhof) und 3 (Freiburger Bahnhof) haben neben ihren Funktionen als Stadtpostämter noch den Durchgangsverkehr zu bearbeiten. Der Geschäftsverkehr des Postamts 3 ist jetzt gering, da bekanntlich nur die Strecke Breslau—Lauban—Görlitz diesem Amte verblieben ist, während alle anderen Kurse beim Postamt 2 (Hauptbahnhof) einlaufen und auch abgehen. Die zahlreichen Bahnposten — beim Postamt 2 trifft fast alle fünf Minuten ein Postversand ein oder geht ein solcher ab — weisen zahlreiche Kursbunde ab, die alle geöffnet und fein sortiert wieder anderen Bahnposten zugeführt werden müssen. Vor allem sucht man aus den „Kursbunden", die alle Orte in bunter Reihe enthielten, „direkte" Bunde herzustellen, d. h. man sucht möglichst viele Orte nach derselben Poststation zu einem Bunde zu vereinigen, welches dann uneröffnet bis zum Bestimmungsorte geht. Aber die Feinsortierer beim Postamt 2 haben auch die Aufgabe, durch andere Vorarbeit die abfahrenden Bahnposten zu unterstützen. Sie fertigen wieder kunstvoll andere zweckmäßige Kursbunde für die Bahnpost, dann weiter „Anfangs-" und „Schlußbunde", damit die Bahnpostbeamten auf der schnellen Fahrt zunächst das zur Arbeit vorgesetzt erhalten, was sie für die Stationen und die abzweigenden Kurse zuerst brauchen. Für alle Kurse in der Richtung Breslau—Berlin, Oderberg,

Posen, Mittelwalde, Glogau, Breslau—Oels —Kattowitz, Breslau— Zobten—Schweidnitz, bezw. Charlottenbrunn, Breslau—Hirschberg— Görlitz sind beim Postamt 2 um Neujahr mehrere Feinsortierer in Tätigkeit, um eine möglichst gute Vorarbeit für die Bahnposten zu erzielen. Wenn man weiter den großen Leerungsbezirk des Postamts 2 mit weit über 200 Briefkästen berücksichtigt, wenn man weiter erfährt, daß auch von den anderen Breslauer Stadtpostämtern ein großer Teil der „herzlichen Glückwünsche" nach auswärts zum Umarbeiten nach dem Hauptbahnhof übersandt wird, so kann man sich ungefähr vorstellen, welche Briefflut auf diesem Postamt um Neujahr herrscht. Man „watet" förmlich in Korrespondenz. Manchmal erscheint die Situation aussichtslos und die Arbeit ohne Erfolg. Kein Abnehmen der Massen scheint einzutreten, trotzdem einige Hundert Arbeitskräfte eingreifen, trotzdem man die Arbeit nur so rauschen hört. Wenn man aber am 2. Januar früh die Briefposträume durchschreitet, so kann man mit Vergnügen feststellen, daß all die Unmassen von Gratulationen wie in einem guten Geschäft „geräumt" sind. Schon am 3. Januar ist der Verkehr wieder normal, der gewaltige Briefstrom ist in sein gewöhnliches Bett zurückgekehrt, — schon erscheinen in schlichtem, geschäftlichem Gewande die Mahnbriefe, nüchtern und kalt, — jeder Postmann erkennt sie. Wie immer im Leben nach Zeiten des Genusses, der Heiterkeit und Fröhlichkeit, — erscheint der düstere Hintergrund wieder.

Anselm Nohl



phot. G. Krause in Glogau

Das alte „Preußische Tor" in Glogau

Alt-Glogau

Wieder schwand ein Stück der altehrwürdigen Oderfeste. Die „Dominikaner"-, „Sebastian"- und „Löwen-Bastion" wurden kürzlich dem Erdboden gleich gemacht. Beim Abtragen der Dominikaner-Wälle grüßte den Beschauer noch einmal ein Zeuge alter Zeiten. Das vor 23 Jahren zugeschüttete alte „Preußische Tor", der Ausgang aus der Festung nach Westen hin, kam wieder zum Vorschein. Dasselbe entsprach seinerzeit in keiner Weise mehr dem gesteigerten Verkehr. Es war eng und dunkel, und die Passanten wurden durch jedes das Tor benützende Fuhrwerk in Lebensgefahr gebracht. Auch lag es nicht in gerader Fluchtlinie zu der den Hauptverkehr aufnehmenden Preußischen Straße. Aus diesen Gründen wurde vor etwa 25 Jahren ein neues, zweibogiges Preußisches Tor errichtet, etwas nördlich des alten und unmittelbar in die Hauptstraße führend. Dieses neue Tor wurde 1886 dem Verkehr übergeben; aber schon am 17. November 1902 erfolgte der erste Spatenstich zu seiner Niederlegung, nachdem die Auflassung der Befestigungswerke auf dieser Stadtseite genehmigt worden war. Das alte Tor war 1887 zugeschüttet worden. Jetzt stieg es wieder ans Tageslicht. Allerdings war sein neues Leben nur von kurzer Dauer; denn in wenigen Wochen war die „Dominikaner-Bastion" niedergelegt. Sie blickte auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Preußen, Franzosen, Oesterreicher, Italiener, Genueser, Neapolitaner, Polen, Russen, Schweden, Holländer, Spanier, Portugiesen, Mulatten, Mameluken, ungezählt die vielen deutschen Stämme, haben hier gekämpft und ihr Blut vergossen. 1741, 1776, 1806 und 1866 wurden die Festungswerke großen Reparaturen, Umbauten und Aufhöhungen unterworfen. Von 1806 bis 1813 waren die Wälle in den Händen der Franzosen. Viele von ihnen fanden 1813 bei der Wiedereinnahme der Festung durch die Preußen hier ihren Tod, unter ihnen auch der Ingenieur-Offizier der französischen Besatzung, Oberst Deluret, der am 10. August 1813 oben auf der „Dominikaner Bastion" an der Stelle, an der ihn die tödliche Kugel erreichte, beerdigt wurde. Das Grab deckte eine Granitplatte mit einer in französischer Sprache abgefaßten Inschrift, die in der Uebertragung lautet: „Ihr, die Ihr die Tugend, begleitet von Mut und Wissen, vereinigt mit Bescheidenheit sucht, huldigt der Asche von Louis Deluret, geb. in Limoges, Hauptort des Departements Hochland von Vienne.

Die Anstrengungen des Krieges haben ihn seinen Freunden im Alter von 40 Jahren entrissen.

Er ist gestorben in Glogau am 10. August 1813 als Oberst im Kaiserlichen Ingenieur-Korps und Ritter der Ehrenlegion, nachdem er in ausgezeichneter Weise während der Hälfte seines Lebens im aktiven Heere und in den Festungen gedient hatte."

Am 28. Dezember 1903 wurden die Gebeine des französischen Offiziers ausgegraben und auf den Garnison-Friedhof gebracht. Das Gitter, das diese Grabstätte umzäunt, zeigt auf einer Gedenktafel die Inschrift: „Hier ruhen die Gebeine des französischen Genie-Obersten Deluret, die am 28. Dezember 1903 aus der bisherigen Ruhestätte, „Dominikaner-Bastion", ausgegraben worden sind. Königliche Kommandantur."

G. Krause in Glogau



phot. Herden in Oels

Die Särge der Begründer des Herzogshauses Württemberg-Oels

Rechts: Sarg des Herzogs Silvius Nimrod († 1664); mitten: Sarg seiner Gemahlin Elisabeth Maria († 1686) in der Nische: Särge zweier Söhne des Herzogs Karl Christian Erdmann

Das neue „Daheim“ in Breslau

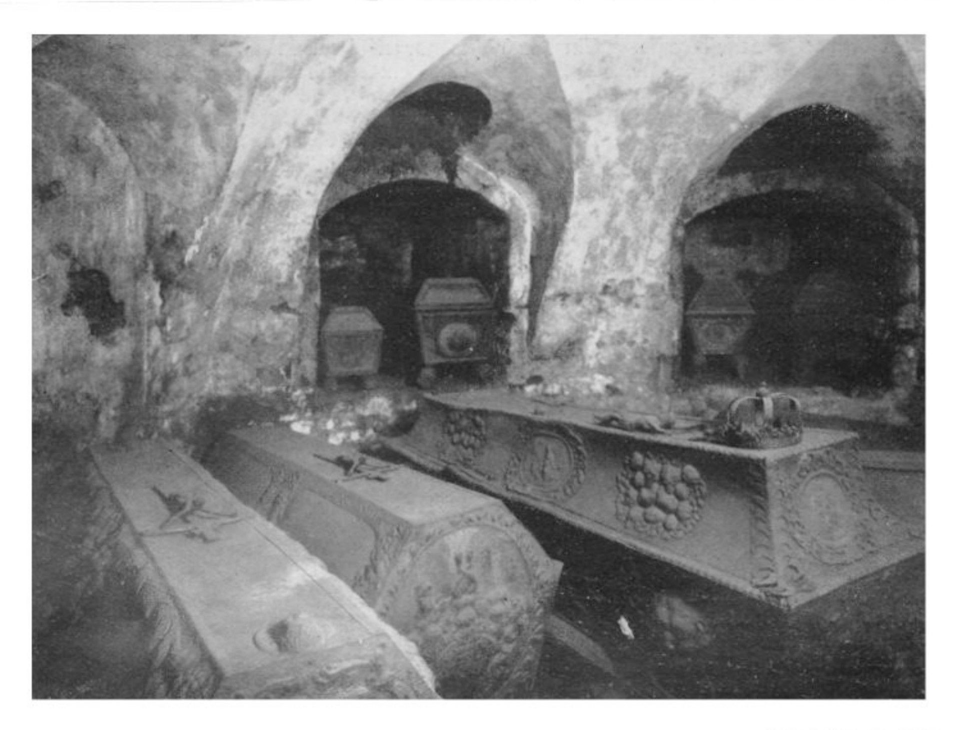
Das „Daheim für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“ befand sich bisher auf der Bahnhofstraße in zwei geräumigen Häusern. Für den stetig wachsenden Umfang des Unternehmens reichten jedoch die Wirtschaftsräume längst nicht mehr aus. Hierdurch trat die Notwendigkeit eines Neubaues zutage, der im Laufe des Sommers auf dem Grundstück Vorwerksstraße 19 errichtet worden ist. Das neue Haus liegt inmitten eines großen Gartens und zeigt mit seinem heruntergezogenen Ziegeldach und den grünen Fensterläden einen landhausartigen Charakter. Der Bau ist vollendet, sodaß im Monat November die Uebersiedlung vorgenommen werden konnte. Die offizielle Einweihung fand am 11. Dezember statt. Das Haus ist nach Plänen und unter der Leitung des Landesarchitekten Grunewald gebaut worden. Es umfaßt im Parterre die umfangreichen, neuzeitlich eingerichteten Wirtschaftsräume, Wasch- und Heizanlagen, im Erdgeschoß die Gesellschaftsräume, Speisesaal, Anrichtezimmer, Lese- und Bibliotheksraum mit Loggien und Veranden und Zugängen zum Garten. Zu Seiten des als Halle ausgebauten Treppenhauses liegen die Zimmer der Leiterin und einige Büroräume für Stellenvermittlung und Schreibzwecke, sowie einige Pensionszimmer. Die beiden oberen Geschosse sind ganz zu Pensionszimmern (ca. 40) eingerichtet. Die innere Ausstattung ist einfach, aber dem neuzeitlichen Geschmack und allen Anforderungen der Hygiene entsprechend durchgeführt.

In dem der Straße zugekehrten Vordergebäude soll das erste Stockwerk zum Hospiz eingerichtet werden. Alle anderen Räume sind für Mietszwecke ausgestaltet. Das „Daheim“ wurde vor mehr als einem Jahrzehnt auf Anregung von Frau Generalsuperintendent Erdmann vom „Verein der Freundinnen junger Mädchen“ gegründet und hat seit seinem Bestehen seine Bestimmung voll erfüllt, alleinstehenden, erwerbstätigen Mädchen in der Fremde ein Heim und einen Ersatz für Elternhaus und Familie zu bieten.

A. E. Schmidt

Die württembergische Herzogsgruft in Oels

Die schlesische Kreisstadt Oels war früher die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums, über das von 1647 bis 1792 Herzöge aus einer Seitenlinie des heutigen württembergischen Königshauses herrschten, die, falls sie nicht ausgestorben wären, heute dem Königsthron am nächsten ständen. Einer dieser Herzöge, Christian Ulrich von Württemberg-Oels, ein sehr prunkliebender Fürst, der erst in Bernstadt, der zweiten Stadt des Fürstentums, dann in Oels residierte und unter anderem auch der Schöpfer des heutigen sächsischen Königsschlosses Sibyllenort ist, erbaute 1689 eine Gruft in Oels, weil die bisherige, unter dem Altar der Schloßkirche gelegen, mit Särgen von Angehörigen der früher in Oels regierenden Herzogsfamilie Münsterberg-Oels bereits dicht gefüllt war. Er baute sie an die Südostecke der Schloßkirche in Form eines Oktogons an und verband sie mit der Kirche durch eine Tür. Dieser kuppelbekrönte Bau ist 13½ Meter hoch und in Barockform gehalten. Der gegenwärtige Nachfolger Christian Ulrichs im Besitze dieser Gruft ist der preußische Kronprinz als Inhaber des Fürstentums Oels. Er ist als solcher auch Patron der Oelser Schloßkirche, die 1905 während einer Renovation einstürzte und jetzt fast wiederhergestellt ist. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gruft geöffnet und die Gruftkapelle renoviert. Das achtgeteilte Deckengemälde in Freskomalerei, die Leidensgeschichte Christi bis zur Himmelfahrt darstellend, ist sehr gut wiederhergestellt worden. Das Mausoleum war von Christian Ulrich wahrscheinlich als Gedenkhalle für die darunter Beigesetzten gedacht, denn es finden sich in ihm große Konsolen, die sicherlich nach dem Muster der Liegnitzer Piastengruft zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren. Unter der Kapelle ruht in einem ebenfalls achteckigen Raume, der 3,20 Meter hoch und im Durchmesser 6 Meter breit ist, ein großer Teil der Familie Württemberg-Oels, insgesamt 12 Erwachsene und 12 Kinder. Die Gruft wurde von 1700 bis 1761 benutzt. Christian Ulrich ließ seine in Bernstadt beigesetzten drei Gemahlinnen und acht Kinder hierher schaffen und auch seine Eltern, die Begründer der Familie, aus der alten Gruft unter dem Altar in die neu erbaute überführen; schließlich fand er selbst mit seiner vierten Gemahlin hier seine letzte Ruhestätte. Nächst diesen Personen liegt ein Sohn Christian Ulrichs, Karl Friedrich, von 1737 bis 1744 Regent des Herzogtums Württemberg, mit seiner Gemahlin hier und noch eine andere Schwiegertochter Christian Ulrichs, deren Gatte 1723 zu Rom katholisch wurde, mit Töchtern und zwei Enkelsöhnchen. Auch



phot. Herden in Oels

Sarg des Erbauers der Gruft, Herzog Christian Ulrich I. († 1704)

mitten: Sarg seiner ersten Gemahlin, Anna Elisabeth († 1680), links der seiner zweiten Gemahlin, Sibylle Marie, († 1693), in den Särgen der Nischen ruhen Kinder Christian Ulrichs I.

eine als geschiedene Herzogin von Sachsen-Weißenfels gestorbene Tochter des Gruftererbauers ruht hier. Besonders prächtig sind die Särge der Stammeltern des Fürstenhauses. Der Sarg des Stammvaters Silvius Nimrod (Bild auf Seite 176) steht auf sechs vergoldeten Löwen, auf deren Rücken Engel stehen, die den Sarg gleichsam tragen. Der Sarg seiner Gemahlin, des letzten Nachkommen des Böhmenkönigs Georg Podiebrad, steht auf sechs Pelikanen, die ihre Jungen mit dem eigenen Blute nähren. Christian Ulrichs Sarg (Bild auf Seite 177), der größte von allen, 2,40 Meter lang, ist stark vergoldet und versilbert; er steht auf sechs fliegenden Adlern mit beweglichen Flügeln und ist mit der Herzogskrone, einem Kruzifix und figürlichen Darstellungen geschmückt. Die darauf angebrachten Fruchtstücke zeigen das gleiche Motiv wie die Fensterumrahmungen in der oberirdischen Kapelle. Der Sarg seiner dritten Gemahlin steht auf Löwen und ist außer mit der Krone mit vier brennenden Herzen geschmückt. Die prachtvollen wappengeschmückten Särge sind zumeist aus Kupfer, auch aus Zinn, die nach 1735 beigesetzten aus Holz ohne Inschrift, nur mit tressenbesetztem Samt überzogen und mit silbernen Handhaben versehen; sie stehen mitten unter den trotz der dicken Staubschicht noch heute funkelnden Prachtsärgen. Die in der Gruft in Brusthöhe angebrachten Nischen haben die Kindersärge aufgenommen. Ueber drei Nischen vermitteln kleine Fenster spärlichen Lichtzutritt. Es ist sehr schade, daß man die Gruft wieder durch den großen Schlußstein verschloß, anstatt ihr die schönsten Särge zu entnehmen und oberirdisch aufzustellen. Die Stadt Oels wäre dadurch um eine hervorragende Sehenswürdigkeit bereichert worden.

Die Einweihung der Stadthalle in Görlitz

Am 27. Oktober 1910 fand die feierliche Einweihung der Stadthalle in Görlitz durch ein großes Eröffnungskonzert statt. Zur Baugeschichte der Halle sei folgendes bemerkt: Bereits seit dem Jahre 1878 fanden alle zwei oder drei Jahre in Görlitz die Schlesischen Musikfeste statt. Die alte Musikhalle, die von Sr. Exzellenz, dem Grafen von Hochberg, 1896 der Stadt überwiesen worden war, war für ihren Zweck in baupolizeilicher und ästhetischer Hinsicht wenig geeignet, ursprünglich auch für ganz andere Zwecke errichtet worden.

Der Entwurf für den jetzt vollendeten Neubau stammt von dem Architekten Sehring in Charlottenburg. Veranschlagt war der Bau auf 810 000 Mark, wovon dem Bauausführenden (Sehring) 730 000 Mark, für Straßenbauten, Ebnung des Bauplatzes und Inventar 80 000 Mark gezahlt werden sollten. Rund 300 000 Mark der Bausumme wurden durch eine Lotterie aufgebracht; eine namhafte Summe wurde von privater Seite bereitwilligst gegeben, teils als direkte Zuwendung zum Baufonds, teils als ganz niedrig (zu 2 %) zu verzinsendes Darleben. Am 29. Juni 1906 fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Während des Baues machte sich eine Erhöhung des Baufonds nötig. Die Stadtverordnetenversammlung bewilligte hierfür 100 000 Mark aus den Sparkassenüberschüssen und für weitere Ausstattung (Gestühl, Orgel, Konzertgarten, auch Straßenregulierung usw.) noch 97 000 Mark, sodaß der gesamte Baufonds mit Zinsen auf rund 1 Million anwuchs.

Als der Bau seiner Vollendung entgegenging, erfolgte die allen noch in schmerzlicher Erinnerung seiende Katastrophe, der Zusammenbruch der Dachkonstruktion über dem großen Saale, wobei fünf Personen das Leben einbüßten, und für die in erster Instanz das Gericht den Lieferanten der Dachkonstruktion, Fabrikbesitzer Martiny in Sorau, verantwortlich machte. Der Eintritt der Katastrophe verzögerte naturgemäß die Fertigstellung des Baues; doch ist zu erwarten, daß durch die Weiterführung und nunmehrige Vollendung des Baues neue finanzielle Opfer von der Stadt nur in geringem Maße gefordert werden.

Der Bau muß als durchaus gelungen bezeichnet werden. Der große Saal, für die Haupt-Aufführungen bestimmt, ist 23 Meter breit, 32 Meter lang und 16,5 Meter hoch. Er ist für rund 1800 Zuhörer und 530 Aufführende berechnet. Das Podium kann in den Saal hinein verlängert werden und findet seinen Abschluß in dem prachtvoll gehaltenen Orgelprospekt. Auch die sonstige Ausstattung des Saales — Wände, Belichtung usw. — findet allseitigen Beifall. Ganz besonders reich ausgestattet ist der Bankettsaal, der bei einer Länge von 28 Metern eine Breite von 9,5 Meter und eine Höhe von 8 Meter aufweist.

Zur Einweihung waren von nah und fern viele Festgäste erschienen, unter ihnen Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, Oberpräsident Dr. von Guenther, Graf Beck, Graf Hochberg als Protektor

der Görlitzer Musikfeste usw. Ein Bach'sches Orgelpräludium leitete am Abend die Festfeier ein, eine seiner Kantaten folgte. Darauf hielt Oberbürgermeister Snay die Festrede, Görlitzer Chorgesangvereinigungen: Singakademie, Philharmonie, Hellwig'scher Chorgesangverein und Lehrergesangverein, unterstützt vom Philharmonischen Orchester aus Berlin gaben unter Leitung des Generalmusikdirektors Dr. Muck Beethovens neunte Sinfonie zu Gehör und ernteten damit ungeteilten und wohlverdienten Beifall. E. H.

Das Samariterordensstift Kraschnitz

Die aus kleinen Anfängen hervorgegangene Anstalt repräsentiert heute einen Vermögenswert von weit über eine Million Mark. Sie ist die größte Anstalt der inneren Mission in Schlesien, umfaßt ein Landgebiet von rund 200 Morgen und beherbergt an 800 Bewohner, davon über 600 Kranke. Neben dem Samariterordensstift sind demselben Kuratorium als besondere milde Stiftungen ein Diakonissenmutterhaus mit Filialen in Schreiberhau und Schollendorf, Kreis Groß-Wartenberg, und die Schlesische Diakonenanstalt unterstellt. Zu einem Bruderhause der Diakonenanstalt wurde anläßlich des fünfzigjährigen Jubelfestes, das im vergangenen Jahre gefeiert wurde, der Grundstein gelegt.

Stifter der Anstalt war Graf Adelberdt von der Recke-Volmerstein, geboren 1791 zu Overdyk in Westfalen. Schon als junger Student der Medizin betätigte sich der Graf in den Befreiungskriegen als Samariter, 1818 erließ er den ersten Aufruf zur Bildung einer Gesellschaft der Menschenfreunde, 1819 und 1822 gründete er zwei Waisenanstalten, die noch heute bestehen. 1846 kaufte der Graf, dessen Gattin, Gräfin Mathilde, geb. Gräfin von Pfeil, aus Schlesien stammte, die Herrschaft Kraschnitz in Schlesien und rief hier vierzehn Jahre später auf einem von ihm geschenkten Grundstück und mit einem Kapital von 79 Talern, das ihm aus einer Sammlung englischer Freunde zur Verfügung gestellt worden war, das Deutsche Samariterordensstift ins Leben. In dem Stifte sollten ernährungsunfähige, unheilbare, kranke, sieche, lahme, verkrüppelte, blinde und geistesschwache Kinder eine Heimat finden. Gleichzeitig mit der Stiftungsurkunde erließ Graf Adelberdt einen Aufruf zur Bildung eines Samariterordens zur Unterstützung seines Hilfswerks. Aus weiteren privaten Schenkungen kam noch soviel zusammen, daß der Bau der Anstalt, dessen Kosten auf 6024 Taler veranschlagt war, mit einem Kapital von 206 Talern begonnen werden konnte. Während des Baues flossen die Liebesgaben wenigstens ausreichend, um die notwendigsten Kosten zu bestreiten. Das Herrscherhaus unterstützte von Anfang an die Stiftung. Einen der ersten größeren Beiträge steuerte König Wilhelm I. bei, und heute ist die Kaiserin eine Hauptförderin der Anstalt. Auch Kaiser Napoleon III. gab eine namhafte Gabe. Immerhin hatte die Anstalt in der ersten Zeit ihres Bestehens mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Als Graf Adelberdt 1878 im Alter von 87 Jahren starb, übernahmen seine Kinder die Fortführung des Werkes. Seine Tochter, Diakonisse Gräfin Selma von der Recke, hat als Oberin fast 25 Jahre dem Ordensstifte vorgestanden. Ihr zur Seite standen Graf Constantin von der Recke, der noch heute Präses des Kuratoriums ist, und Graf Leopold von der Recke. Von 1877 bis 1880 wurden umfangreiche Bauten ausgeführt, und seitdem ist die Anstalt immer mehr vergrößert worden.



phot. Georg Rother in Trebnitz

Die Enthüllung des Seydlitzdenkmals in Trebnitz

Denkmäler

Die Enthüllung des Seydlitz-Denkmals in Trebnitz. Am 11. November 1910 wurde in Trebnitz das vierte Seydlitz-Denkmal in unserem Vaterlande und erste in Schlesien in feierlicher Weise eingeweiht. Das Denkmal hat seinen Platz unweit des Bahnhofes erhalten und in unmittelbarer Nähe der Erinnerungseiche, die zum Gedenken an die Anwesenheit des Kaisers im Jahre 1906 in Trebnitz gepflanzt wurde. Das frisch und lebendig wirkende Denkmal stellt Seydlitz zu Fuß, den hochgeschwungenen Säbel in der Rechten, die Linke an der Säbelscheide, den Attila auf der linken Schulter, dar.

Das in Bronze gegossene, 800 Kilogramm schwere Werk Professor Baumbachs ist etwa 3 Meter hoch und steht auf einem 2,20 Meter hohen Sockel aus schlesischem Granit aus der Werkstatt von Schilling in Ober-Streit bei Striegau. Der Sockel trägt außer dem Namen „Seydlitz" auf der Rückseite die Inschrift: „Seydlitz ist das edelste Los geworden, welches ein Soldat erreichen kann: er lebte unübertroffen, er starb, ohne ersetzt werden zu können. Friedrich d. Gr." An der Einweihungsfeier nahmen die Spitzen der militärischen Behörden teil, als Vertreter des Kaisers General der Kavallerie z. D. Frhr. v. Bissing aus Rottkau bei Gramschütz, der kommandierende General des 6. Armeekorps, General der Infanterie Exzellenz v. Woyrsch, zahlreiche Offiziere der Breslauer Regimenter und zwei Vertreter der Berliner Garde du Corps. Auch der Landrat des Kreises Trebnitz, v. Scheliha, sowie die städtischen Behörden von Trebnitz und die Kriegervereine nahmen an der Enthüllungsfeier teil. Die Feier begann mit

einem Vortrag des Gesangvereins. Major a. D. Frhr. v. Seherr-Thoß gab in seiner Festrede ein anschauliches Bild des Lebens und Wirkens des berühmten Reitergenerals v. Seydlitz. Er wies dann darauf hin, daß Seydlitz in Trebnitz neun Jahre hindurch gelebt hat, und daß die Stadt zahlreiche Erinnerungen mit dem Reitergeneral verbinden. Es sei deshalb als eine Ehrenpflicht empfunden worden, in Trebnitz ein Denkmal zu errichten, zumal sich in Schlesien bisher noch kein einziges Denkmal von ihm befindet. Bisher bestehen überhaupt nur 3 Denkmäler des Generals, und zwar bei Roßbach, in seinem Geburtsorte Karrar und in Berlin auf dem Wilhelmsplatze. Unter den Klängen der Musikkapelle fiel darauf die Hülle. Der kommandierende General, Exzellenz v. Woyrsch, hielt darauf eine kurze Ansprache. Sie klang in ein Hurra auf den Kaiser aus. Bürgermeister Goltz, als Vertreter der Stadt Trebnitz, übernahm darauf das Denkmal in die Obhut der Stadt und gab die Versicherung ab, daß die Stadt Trebnitz das Denkmal alle Zeit hindurch treu bewahren und pflegen werde. Die Deputationen der Regimenter legten am Denkmal kostbare Kränze nieder. Mit einem Schlußgesange hatte die Feier ihr Ende erreicht.

Die Familie v. Seydlitz war bei der Feier durch 13 Herren aus Wehlefronze, Görlitz, Kamenz, Olbersdorf, Kl.-Wilkau, Dinslaken, Krotoschin, Leobschütz, Hirschberg, Frankfurt a. O., Spandau und Züllichau, sowie durch eine Anzahl Damen vertreten, an ihrer Spitze die über 80 Jahre alte Aebtissin Frau v. Seydlitz aus Tschirnau, die älteste Dame des Hauses.

Weinbau

Am ersten Oktober wurde in der üblichen Weise die diesjährige Weinernte in Grünberg durch einstündiges Geläute der Glocken beider Kirchen eingeleitet. Die Lese war durchweg vom prächtigsten Wetter begünstigt und bot, besonders bei eingetretener Dunkelheit, mit ihren Freudenfeuern, -schüssen und sonstigen Belustigungen ein belebtes Bild. Wider Erwarten muß die Ernte noch als gut mittelmäßig bezeichnet werden. Zwar wurden die Hoffnungen des Frühjahres nicht erfüllt, da der überaus nasse und darum ungünstige Sommer viel verdarb, doch befriedigen besonders die in moderner Betriebsweise nach den neuesten Erfahrungen bewirtschafteten Gärten durchaus, sowohl qualitativ als quantitativ. Schlecht gepflegte Gärten lieferten ganz geringe, teilweise keine Ernten. Dagegen waren die staatlichen Musterweingärten auch bezüglich der Ernten mustergültig. Das Mostgewicht schwankte zwischen 55 bis 91 Grad Oechsle; der Preis, den die Handlungen zahlten, betrug je nach Güte 50 bis 80 Mark für das Viertel (= 250 Kilogramm). — Die staatlichen Behörden wenden dem Grünberger Weinbau nach wie vor ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge zu. So gewährt neuerdings die Regierung für die Anlage neuer Weinpflanzungen unentgeltlich Wurzelreben und hält für gutgepflegte Weingärten Prämien bereit. S. H.



phot. Prof. Pflug in Waldenburg

Holzleserinnen im Riesengebirge

(Text auf S. 180)

Literarische Notizen

Geschichte des schlesischen Gesangbuchs. Auf der vorjährigen Versammlung des Vereins für evangelische Kirchengeschichte Schlesiens hielt Superintendent D. Eberlein (Strehlen) einen Vortrag über dieses Thema, dem wir folgendes entnehmen. Im 16. Jahrhundert gab es nur Nachdrucke auswärtiger Liederbücher. Das „Geistliche Gesangbüchlein" (1525) ist ein Nachdruck des „Erfurter Handbüchlein", und später findet sich der Nachdruck eines Buches aus Frankfurt a. O. Die Kirchgänger waren überhaupt schwer an den Gebrauch eines solchen zu gewöhnen. Ein „Singbüchlein" des Pastors Triller in Panthenau (Nimptsch 1555) enthält kein Lied, das in irgend ein evangelisches Gesangbuch übergegangen wäre. Die Passionsliederbücher von Tietz, Günther und Fechner enthalten wertlose Poesien. Im 17. Jahrhundert erst findet sich ein wirklich eigenes Gesangbuch, ein Unternehmen des jetzt Graß, Barth u. Co.'schen Verlages, das M. Christoph Buchwäldersche von 1611, mit 700 Liedern und zwei Teilen (Festlieder und solche nach der Einteilung des Katechismus). 1644 erschien es in neuer Gestalt unter dem Namen des P. Hellwig-Bunzlau mit 740 Liedern in 60 Rubriken und mit Noten. Ausgang des 17. Jahrhunderts kommt man, wohl unter dem Druck der Zeit, vom Provinzialgesangbuch ab. Jede Stadt, ja auch manches Dorf, hat ein eigenes Buch. Es gibt 50 bis 60 verschiedene. Das Gesangbuch des 18. Jahrhunderts war die „Kirchen- und Hausmusik". Um 1800 herum wird vom Konsistorium her, aber unter dem Widerstand der Breslauer Innungen, ein allgemeines Gesangbuch einzuführen gesucht. Eine Gesangsbuchskommission wird ernannt, und die Bewegung geht hin bis zu dem Gesangbuche von 1878. Von 1700 ab gibt es etwa alle 30 Jahre ein neues Gesangbuch. Der Einheitsgedanke besteht, geht verloren und lebt wieder auf.

Schlesischer Kalender 1911. Ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes ist der im Phönixverlag von Siwinna, Breslau und Kattowitz, erschienene Schlesische Kalender für 1911, der in eigenartigem, prachtbunten Umschlage, der von unserem bekannten heimischen Künstler Prof. Richard Knötel stammt, 12 mit Geschmack ausgewählte Kunstblätter, Ansichten unserer Heimat bringt, unter denen namentlich die Bilder: „Bismarckturm und Dreikaiserecke", „Am alten Wallgraben in Glogau", „Ringecke mit den Lauben in Tarnowitz" und „Tor der alten Burgruine Frankenstein"

sowohl durch die Eigenartigkeit des dargestellten Objektes, wie auch durch die Schönheit ihrer Ausführung bestechen.

Aus der Sammelmappe

Unfallstationen im Gebirge. In Agnetendorf hat die dortige Ortsgruppe des R.-G.-V. eine Unfallstation eingerichtet, die im Winter bei etwaigen Unglücksfällen auf der Schneebahn Peterbaude—Agnetendorf die erste Hilfe gewähren soll. Die für Krankentransporte notwendigen Tragbahren, sowie ein Verbandskasten befinden sich im Gemeindezimmer. In den Hotels und Gasthäusern soll in geeigneter Weise darauf hingewiesen werden. Die Schlittenführer werden im Sanitätswesen ausgebildet werden.

Eine interessante, aktuelle Doktorarbeit. Referendar Franz Peucker, zur Zeit in Halle a. Saale, Sohn des Stadtrats Heinrich Peucker in Grünberg, hat bei der juristischen Fakultät der Universität Leipzig auf Grund seiner Inauguraldissertation „Luftschiffahrtrecht" die Würde eines Doktors beider Rechte erlangt.

Die Sorge um die warme Stube im Riesengebirge. Die Sorge um eine warme Stube haben diejenigen Leute abgestreift, die in der Lage sind, in den Häusermeeren der Großstädte sich eine elegante Wohnung mit Zentralheizung mieten zu können. Die erforderliche Wärme strömt den Wohnungsräumen fortdauernd von einer Zentralstelle aus zu, um deren Bedienung der Hauswirt für alle seine Mieter zu sorgen hat. Wie sehr müssen sich dagegen die Gebirgsbewohner abmühen, um sich für den langen, harten Winter eine behaglich warme Stube zu sichern. Wer dort das für den Winter erforderliche Brennholz zu kaufen gezwungen ist, wird gewahr, daß er oft wohl den fünften Teil seines Einkommens allein für diesen notwendigen Lebensbedarf aufwenden muß. Für die Bewohner der waldreichen, hochgelegenen Orte des Riesengebirges besteht nun aber ein glücklicher Umstand, der von fleißigen, mühsamen Leuten als eine höchst willkommene Quelle zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage ausgenutzt wird. Für eine geringe Abgabe, gewöhnlich 1,50 Mk. für das Jahr, erwirbt sich eine Frau die Berechtigung, aus dem Walde das Jahr über so viel trockenes Leseholz heimzuschaffen, als sie selbst zu tragen vermag; und es ist ihr auch gestattet, sich beim Einsammeln des Holzes eines kleinen, genau vorgeschriebenen Beiles zu bedienen, um sich das Holz zur Traglast zuzubereiten. Da gibt es nun fleißige Frauen, die den Sommer über fast den ganzen Hausbedarf an Brennholz heimtragen. Unser Bild zeigt uns zwei dieser fleißigen, betriebsamen Frauen, die sich auf dem Wege zum Walde befinden und das charakteristische kleine Beil in der Hand halten, im Vordergrunde eine junge Frau auf dem Heimwege, mit ihrer schweren Last auf dem Rücken und im Arm. Als wir sie im Bilde festzuhalten uns anschickten, erfuhren wir von ihr, daß sie sich im Frühjahr verheiratet hatte, und daß sie nun nach alter ländlicher Gewohnheit sich um die warme Stube weiter sorgte, in der sie am Abend mit ihrem Franzerle am warmen Ofen zu plaudern gedachte. Man sieht ihr an, wie vergnügt sie ist über den noch auf dem Heimwege aufgefundenen schweren Buchenzacken, den sie im Arme hält. Möge sich die junge Frau nur nicht verrechnen in der Menge des nötigen Holzes. Man weiß doch nicht, wie lange der Winter währt, und wie viel man nötig hat. Darüber muß sie doch erst Erfahrung sammeln.

Musik

In Liegnitz brachten die beiden Vereine „Singakademie" und „Männer-Gesang-Quartett" Giovanni Sgambatis „Messa da Requiem" in schöner, abgerundeter Fassung zur Aufführung. Als spezifisch „italienische" Musik — mit allerdings hervorragenden Schönheiten in Melodik, Harmonik und Instrumentation — sticht das Werk von deutscher Requiemmusik sehr ab. Unter den Mitwirkenden befanden sich der stimmlich hervorragend begabte und vortragsvornehme Baritonist Richard Schmid-Hannover, Konzertmeister Eggert-Liegnitz (Soloviolinc), Martin Müller-Liegnitz (Orgelpart) und die Harfenistin Witt-Breslau. Das Orchester stellte die Liegnitzer Grenadierkapelle. Das im ganzen begeistert aufgenommene Werk dirigierte Musiklehrer Wilhelm Schonert. R. S.

Persönliches

An der Berliner Universität promovierte am 1. August 1910 Herr **Hans Hinke** mit dem Prädikat cum laude. Herr Hinke ist seit mehreren Jahren in der Offizin der Deutschen Tageszeitung in Berlin als Maschinensetzer beschäftigt; er stammt aus Bielitz in Oesterreich-Schlesien und ist der Sohn des Buchdruckereibesitzers Robert Hinke in Greiffenberg (Preußisch-Schlesien). Da der Vater sein Vermögen verlor, erlernte der Sohn die Schriftsetzerei und bildete sich in seinen Mußestunden autodidaktisch vor zu dem Abiturium, das er 1906 auf dem Gymnasium zu Ohlau bestand. Darauf ließ er sich an der Universität Berlin immatrikulieren und hörte eine Reihe von namhaften Staats- und Volkswirtschaftslehrern; er konnte sich am Studium und an seminaristischen Uebungen beteiligen, da ihm dank dem Entgegenkommen der Offizin die nötigen Freizeiten durch Schichtverlegungen usw. eingeräumt worden waren. Es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein Buchdruckergehilfe mit solcher Ausdauer und so eifrigem Bestreben das Studium betreibt und den hohen akademischen Grad erreicht. Die Dissertation Hinkes behandelte das Thema: „Auslese und Anpassung der Arbeiter im Buchdruckgewerbe mit besonderer Rücksichtnahme auf die Setzmaschine". In ihr schildert er hauptsächlich die Entwicklung, Verbreitung und Einrichtung der Setzmaschine, sowie die Schwierigkeiten, welche die Tarifisierung der Arbeitsleistungen an den Setzmaschinen machte.

Kleine Chronik

Dezember

7. In der Zweigziegelei der Rotherschen Ziegelwerke in Liegnitz explodiert ein Acetylengas enthaltender autogener Schweißapparat. Ein Schlosser wird tödlich verletzt.

8. Die Ballons „Rübezahl" und „Windsbraut" des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt steigen in Hirschberg zu einer wissenschaftlichen Fahrt auf. Sie erreichen zirka 4000 Meter Höhe und landen glatt in Tarnau, Kreis Glogau, bezw. Rückenwaldau, Kreis Bunzlau.

9. Bei der Hintermühle in Kolbnitz bei Jauer stößt man beim Ausheben des Wasserzufuhrkanals der neuen Brettschneide in geringer Tiefe auf einen starken Erzgang.

10. Der Verein Schlesischer Kanarienzüchter veranstaltet nach dreijähriger Pause in den Unionsälen in Breslau eine Ausstellung, die bis zum 12. währt.

10. In Breslau findet unter der Leitung des Badedirektors Dr. Büttner aus Salzbrunn der 39. Schlesische Bädertag statt.

11. Das weitbekannte Kaufmannshaus C. G. Müller in Strehlen feiert das Fest seines hundertjährigen Bestehens.

Die Toten

Dezember

6. Herr Referendar Paul Pietsch, Ziegenhals.
Verw. Frau Ida von Rabenau, Liegnitz.

7. Herr Geh. Ober-Justizrat a. D., früh. Mitglied des Kgl. Preuß. General-Auditorats Karl Heinrich Hootz, 84 J., Liegnitz.

8. Verw. Frau Eugenie Kleinmichel, Inhaberin der Kriegerdenkmünze für Krankenpflege 1870/71, 67 J., Liegnitz.

9. Herr Rentier Otto Assert, 65 J., Breslau.
Herr Ingenieur und Fabrikbesitzer Alfred Seliger, 52 J., Ratibor.



L. Harthausen

Novelle von M. Wolff-Vandersloot (2. Fortsetzung)

Die Erkenntnis, daß sie so gar nichts von dem Zuge in sich zu spüren schien, der ihn jeden Tag, der seit ihrer Bekanntschaft vergangen war, immer stärker und stärker in ihre Nähe trieb, legte seine breite Stirn in düstre Falten und einen harten Metallglanz in die grauen Augen.

Soeben hatte er den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, der kühlen Nixe nie mehr ein freundliches Wort, nie mehr auch nur einen Blick zu gönnen, als sie in der Tür erschien, weiß gekleidet, mit rosigen Wangen, in den glänzenden Augen eine muntre Erregung noch nachglimmend, um den vollen, roten Mund das Spiel einer verhaltenen Schelmerei.

Sie grüßte ihn mit freundlichem Lächeln und trat rasch an ihn heran. Er sprang auf, und sein fester Vorsatz fand dadurch seine Ausführung, daß er sie glücklich und strahlend ansah, ihre Hand warm drückte und mit zärtlichem Vorwurf sprach:

„Aber wo bleiben Sie denn den ganzen schönen Morgen? Was hätten wir alles unternehmen können!"

Sie lachte vergnügt, doch ein wenig befangen, während sie sich ihm gegenüber an das mit bunter Decke belegte Tischchen setzte.

„Ich hatte Frauen-Arbeit vor, die Sie wenig schätzen würden," erklärte sie. Er wurde eifrig.

„Wie wenig Sie mich kennen!" klagte er sie an. „Sie sollten doch wissen, wie sehr ich alles echt Weibliche schätze — auch die zarten Gebilde, die aus solchen Händen hervorgehen," — sein Blick streifte Karlas weiße Rechte, die auf der Platte lag — „nur nach Männer-Arbeit sollen sie nicht greifen; die ist zu schwer und hart, und allerdings mit diesem Begriff „Arbeit" würde ich nur sehr ungern ein Wesen verbinden, das ich am liebsten nur zur Zierde, zur Freude erschaffen glaube."

Leise und eindringlich glitten seine letzten, schmeichelnden Worte über den kurzen Raum zwischen ihnen an ihr Ohr. Ihre Lider hoben sich unter dem werbenden, bittenden Ton. Er sah einen Augenblick in die dunklen Tiefen ihrer Augen, sah junges heißes Sehnen kämpfend mit zagem Schreck vor dem unbekannten Lande, zu dem seine ungesprochenen Bitten lockten — dann sanken die langen, schwarzen Wimpern wieder verschleiernd über die Nixen-Geheimnisse. Um den roten Mund aber zuckte der Schelm, und als Antwort seiner Huldigung kam die übermütige Frage:

„Nur ein Dekorationsstück des Lebens scheine ich Ihnen? Ich dachte, Sie würden mich höher bewerten."

Und nun reckte sie die jungen Arme in gesunder Kraft, und im Vollgefühl einer Daseinslust, die aus geheimen Quellen sprang, sprach sie in tiefer Befriedigung:

„Ach, das Leben ist doch eine wunderbare Erfindung!"

Er sah mit Staunen auf diesen plötzlichen Ausbruch und verstand ihn nur in leisem Ahnen. War er die Folge, daß die Urmacht des Lebens zum erstenmal die junge Seele berührte?

Wie eine Offenbarung der Jugend, wie ein Gruß starken, frohen Lebens erschien sie dem Manne. . Ein Traumbild, vergeblich gesucht in mancher schwülen Stunde, ersehnt in den Stürmen schwerer Zeiten, bezweifelt im Grau des Alltags, war plötzlich Wahrheit geworden und winkte ihm, jetzt da er die Höhe seines Lebens erreicht, die Hand auszustrecken, um es mit kühnem Griff sich für immer zu eigen zu nehmen.

Da wurde Karla Rosen ein Eilbrief gebracht.

„Von meinem Bruder," sagte sie in bangem Schreck, die Handschrift erkennend. Sie riß den Umschlag auf und überflog den Inhalt.

Hunold beobachtete sie aufmerksam. Ihre junge, glatte Stirn zog sich in Falten, ein Bedauern ging über ihre Züge.

„Sie haben eine schlechte Nachricht erhalten?" fragte er aufgeregt. Sie hob den Kopf, und er sah ihr verstörtes Auge, das seinem Blick auswich.

„Nicht eigentlich schlecht," sprach sie mit unsicherer Stimme, „nur — da habe ich den Dank des Schicksals für meinen Lobhymnus auf das Leben. Nun zwingt es mich zu tun, wozu ich nicht die geringste Lust habe, — nein, gar keine," wiederholte sie in trotziger Auflehnung.

„Aber was gibt es denn?" drängte er ungeduldig.

„Weiter nichts, als daß ich sofort abreisen muß, noch heut mit dem 4 Uhr-Dampfer nach Danzig. Ich treffe dort meinen Bruder, und morgen früh fahren wir nach Schlesien."

„Aber warum denn nur?" fragte Hunold wie aus dumpfem Traum heraus.

„Mein Bruder wird zurückgerufen; sein Urlaub ist abgebrochen worden. Es scheinen wichtige Geschäftsabschlüsse vorzuliegen. Jedenfalls hat er sofort von Königsberg abreisen müssen und kann nicht mehr hierher kommen. Kurzum — wir müssen fort, die Pflicht ruft."

Die Pflicht, diese mitleidlose Hand, die mit rauhem Griff zupackte, fühllos unbekümmert, ob sie ein zartes, rosiges Gewebe roh zerriß. . . . . Hunold fühlte den ganzen Tag eine heiße Mordlust gegen diese Ungreifbare, Zwingende, Hassenswerte in sich wühlen.

Er sah Karla nur noch in der wirren Hast eines übereiligen Aufbruchs — und nun waren sie zum letzten Male miteinander den Seesteg entlanggegangen, an dessen Ende der Dampfer schon seine Brücke warf.

Sie stand vor ihm, im grauen Reisekleid, den kleinen, weißen Strohhut auf der dunklen Haarwelle, ihr junges Gesicht ernst und verschlossen; nur zuweilen bohrten sich die festen, weißen Zähne in die rote Lippe wie in tiefem Unmut.

Wem galt er? fragte sich Hunold. Dem Abschied von den sorglosen, freien Tagen der sonnendurchleuchteten Idylle auf Hela — oder — klang in ihrem Innern das Echo der Stimmen, die in ihm sehnend riefen und klagten, und die trotzdem nicht in lauten Worten von seinem Munde wollten?

Sie sprachen allerhand überflüssiges, müßiges Zeug mit gepreßten Stimmen und sahen mit unfreien Blicken aneinander vorbei. . .

Nun wandten sie sich nach dem Lande und grüßten hinüber zu Hela, das ihnen noch einmal sein freundliches Bild bot. Der schlanke Turm der kleinen Kirche hob seine Spitze hoch über die niedrigen Häuser der Fischer, die verstreut am Strande entlang standen und die ihre breiten Dächer mit gleicher Ergebenheit der Wut des Seesturmes, wie der Glut der Sonne boten.

Aber Hunold sah heut nur finster auf geduldiges Fügen in jähen Wechsel.

Vor ihm stiegen die Stunden auf, die er noch, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, an der Seite der Inselnixe verträumen wollte in dem Empfinden, durch ein immer geahntes Märchenland zu gehen, während das Rauschen der See ihm das Lied von kommenden Tagen sang, in denen das Glück sich weich und willig in seine Arme schmiegte. . . . .

Karla reichte ihm die Hand zum Abschied. Er zog sie an seine Lippen. Ein feines Rot kam bei seiner Berührung in ihr Gesicht.

„Darf ich sagen: auf Wiedersehen?" fragte er, und durch seine Stimme ging ein heißes Bitten und lockte: such mit mir ein fernes, seliges Reich!

„Ja", sagte sie leise. Es schien ihm, als wehe ein Hauch der Freude den Ernst von ihren Zügen.

Langsam löste sich der Dampfer vom Steg. Hunold sah ihm nach mit dem dumpfen Gefühl des Ohnmächtigen, von dem sich ein bereits in festem Besitz geglaubtes Gut entfernt — unaufhaltsam — weiter — immer weiter. . . . Da war das letzte Wölkchen am Horizont verschwunden.

Sich von Gott und der Welt verlassend fühlend, ging Hunold nach dem Kurhaus zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

Er hatte öde, langweilige Tage seit der Abreise der Nixe verlebt. Hela schien ihm auf einmal in eine reizlose Einöde verwandelt zu sein. Ob er am Strande lag oder landeinwärts durch den Kiefernwald schritt, immer ging mit ihm die Frage: warum hast du denn nicht gesprochen?

Und was in aller Welt hielt ihn denn vor ein paar Tagen hier zurück, anstatt die Nixe nach Danzig zu begleiten? Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn, hinter der dieser kluge Einfall zu spät aufsprang.

Immer war er ein schwerfälliger Zauderer, wenn es galt, einen raschen, entscheidenden Entschluß zu fassen; immer wurden ihm die lösenden Worte auf der Zunge gelähmt durch ein letztes Wägen und Ueberlegen. . . Auch diesmal, da das Glück so lockend um ihn tändelte und ihn mit herausfordernder Miene anlachte. Nun war es entwischt.

Er war, von einem Nachmittagspaziergang kommend, in der „Löwengrube" eingekehrt und hatte sich frische Flundern bestellt. Man brachte sie ihm so duftend und goldbräunlich glänzend, wie vor wenigen Tagen, als er mit Karla auf dem baumbeschatteten Platze rastete; aber sie mundeten heut nicht wie damals, und er war wenigstens gerecht genug, nur seine böse Laune für seinen Mangel an Geschmack verantwortlich zu machen.

Nein, so ging es nicht weiter, sagte er sich auf dem Rückwege zum Kurhaus. Und er beschloß, sich einer klärenden Prüfung zu unterziehen. Waren die Flammen, die in ihm sengten und alles Behagen verzehrten, wieder nur Strohfeuer, wie er es so manch liebes Mal vom jähen Aufglimmen bis zum spurlosen Verlöschen im Laufe der Jahre beobachtete, dann mußte es von dem Winde bewegteren Lebens ausgeblasen werden. Dann hatte der Funken nur in der stillen Luft von Hela so ungestört zu einem mächtigen Brande auflodern können.

Hunold packte seine Sachen, ordnete seine Angelegenheiten und fuhr, diesmal kurz entschlossen, des andern Nachmittags nach Danzig ab, wo er seinen weiteren Urlaub verbringen wollte.

Der Abend senkte sich herab, als sich der Dampfer der alten Seefeste näherte. Schon glitt er in rascher Fahrt dem Kaiserhafen zu, vorüber an der Zitadelle von Weichselmünde.

Er tutete seine Signale und fuhr in die Mottlau ein, er wich einem riesigen englischen Kauffahrer aus, der aus seinem schrägen Schornstein dunkle Wolken schleuderte und den schweren, frachtgefüllten Leib langsam durch die Fluten zog, dann ließ er zur Seite, hart am Ufer einen abgetakelten Segler aus Südamerika liegen, der die kahlen Maste hoch in den Abendhimmel streckte, — es war ein Ausweichen und Begegnen, ein Hin und Her auf der geduldigen Wasserbahn, ein Bringen und Ausführen von Werten, daß Hunold, an die Brüstung gelehnt, Mühe hatte, alles mit seinem scharfen Blick zu erfassen.

Da war er mitten drin im Lärm des Lebens, des Verkehrs, des nimmermüden Ringens des Heute für das Morgen. Und es schien ihm, als wäre das die Heimkehr aus fernem, fremdem Traumland, und eine harte Kruste legte sich über die gefühlsseligen Empfindungen, die in solchen Ländern die Sinne mit Nixenspuk umnebelten.

Hunold Warnow hatte sich im Danziger Hof einquartiert und unternahm vom Dominikwall aus in den nächsten Tagen seine Streifereien durch die interessante ehemalige Hansestadt.

Er schlenderte durch die alten Straßen, denen die schmalen, hohen Giebel der ehrwürdigen Patrizierhäuser ihre reichen Verzierungen zuwandten. Wie viele Generationen mochten hinter ihnen im Wechsel der Jahrhunderte die beiden sich ewig gleichbleibenden Triebkräfte des Menschen, Liebe und Haß, verborgen haben, während sie mit derselben stolzen äußeren Ruhe zu den Beischlägen niederschauten, über die jetzt der rastlose Fuß des Geschlechts von heut hastete. Ebenso hatten sie auf die weißen Mäntel der Ordensritter herabgesehen, als die „deutschen Brüder“ den Bürgern Danzigs geboten, dann auf behende Polen, die ihren Schutz der freien Stadt angedeihen ließen — und endlich auf die französischen Welteroberer, die mit harter Faust ihr Herrenrecht den besiegten Feind fühlen ließen.

In Sinnen verloren über das scheinbar launenhafte Hin und Her der Weltgeschichte, die im tiefsten Grunde doch nur in unerbittlicher Konsequenz Wirkung auf Ursache folgen läßt, betrat Hunold die „Danziger Diele.“

In tiefer Stille empfing ihn der vornehme Raum, der das Schönheitssuchen eines vergangenen Geschlechtes offenbarte. So also hatte der Hausflur ausgesehen, der dem Patrizier des Mittelalters den ersten Willkommen bot, wenn er nach den Kämpfen im Rat oder den Sorgen des Handels den Frieden seines Heims suchte. Ueberall, wohin sein Auge fiel, hatte ihn dann reiches Behagen gegrüßt und ihm den Lohn seiner Arbeit bezeugt. Unter dem satten Rot der Wände glänzten die blau und weißen Kacheln aus Delft und erinnerten den Handelsherrn an seine schwerbeladenen Schiffe, die das auf polnischen Feldern gewachsene Getreide nun durch die Fluten nach Holland zogen.

Die Schnitzereien der edelgeformten Stühle und Schränke erzählten ihm von dem Eifer des Kunsthandwerkers, dessen geschickte Hand jedem Gebrauchsgegenstande des täglichen Lebens seinen besonderen Schmuck geben wollte, — und sicher hatte nach solchem Umblick der stolze Herr mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Charakter-Gesicht die geschwungene Wendeltreppe aus dunklem Holz betreten, deren breite Stufen an zierlichem Geländer zu der reich verzierten Galerie führten, nach der die Türen der Wohnräume sich öffneten.

Hunold stand lange in bewunderndem Anschauen vornehmer, alter Pracht. Dann trat er durch die linke Flügeltür in den Artushof, in dem heut der Lärm der Börse schwieg. Nur die goldglänzenden Probekörner der Getreidesorten in kleinen, braunen Schalen, die auf den langen, starken Tafeln standen, verkündeten, welchem Zweck der hohe, gewölbte Festsaal jetzt dienstbar gemacht war. An diesem Morgen bot er seine farbenfreudige, harmonische Schönheit in feierlicher Ruhe. Durch die Spitzbogenfenster glitt das Licht in weichen Strahlen. Es legte seinen Glanz auf die schlanken Pfeiler, die das kühne Gewölbe der Decke trugen, träumte auf den bunten, großen Wandgemälden. . . Hunold blieb vor der „Jagd der Diana“ stehen. Ihm, dem Sohn einer kritiklustigen, Lebenswahrheit suchenden Zeit kam ein Lächeln, als er die Malerei des alten Meisters mit scharfem Auge prüfte. Nach wütender Hetzjagd durch verworrenes Waldesdickicht hebt die Göttin den Arm, um den tötenden Speer dem keuchenden, von der Meute umstellten Hirsch zu senden. Und fleckenlos rein ist ihr weißes Gewand; wohlgeordnet schmiegt sich das lockige Haar um ihr kühles, blasses Gesicht, und lieblich lächelnd sieht sie auf das Wild in Todesnot.

Wie würde ein moderner Kunstjünger den Moment rasender Leidenschaft malen, in dem der Triumph des Herrentums Menschlichkeit und Weibgefühl erstickt, fragte er sich.

Nun war er wieder in den Sonnenschein getreten, der in heißem Kuß auf dem bronzenen Leibe Neptuns brannte, dem dunkelbraunen Wächter, der treu durch die Jahrhunderte seinen Brunnen hütete. Hunold schritt verträumt über den Langen Markt und, die Seele noch gefangen von den Zeugen einer versunkenen Kulturhöhe, achtete er nicht sonderlich seines Weges, bis ihn ein sonderbarer Geruch in die Gegenwart zurückrief.

Mit wieder wachgewordenem Blick sah er sich um. Eine bunte Szene aus dem Alltag grüßte ihn: er war an das Mottlauufer geraten, in das Treiben des Fischmarktes. Fisch- und Obstkähne schaukelten ihre Fracht auf dem trüben Wasser vor der Fisch-Brücke. Ein junger Mann saß, sein Netz flickend, in seinem Boot und kümmerte sich keinen Pfifferling um das Lärmen seiner Umwelt. Von den fischbeladenen Brettern der Kaufplätze aber stiegen jene scharfen Duftwellen auf, die Hunolds Nase so empfindlich trafen. Hunold ging die Reihen entlang. Er betrachtete die runzlichen, ältlichen Gesichter der Verkäuferinnen, die jenseits von Jugend und Schönheit unter den Schutenhüten hervorguckten, und stellte fest, als er die weitbauschigen, dickstoffigen Röcke der wohlbeleibten Gestalten bemerkte, daß es doch noch einige Frauen gab, die fern dem modernen Schlankheitswahne standen. Er starrte in das Gewimmel und, während die hartgetönten Stimmen, ihre Waren anpreisend, in sein Ohr schlugen, sagte er sich: all diese unschön gekleideten Menschen mit ihren häßlich-gearbeiteten Gesichtern und Händen, das sind die Handlanger des Lebens. Durch ihre den Körper entstellende Arbeit zimmern sie den Unterbau, auf dem die Menschheit emporsteigt zu den hohen Kuppeln und stolzen Türmen, wo sie dann ihren Schönheitstraum träumt, unbelästigt von dem Häßlichen der Alltags-Frone. Die Tiefe da unten verschwimmt in nebelhafter Ferne dem Blick, der die blaue Blume sucht.

Der schneidende Unterschied zwischen Mensch und Mensch drang verwundend in seine Seele, und das Mitgefühl für die in der Tiefe Gebannten quoll hervor. . . Er sah um sich. . . Aber die soeben Bemitleideten schienen sich sich selbst nicht so bemitleidenswert, wenigstens wurden sie durch keine ästhetischen Grübeleien über ihr Los beunruhigt, — im Gegenteil, sie waren ganz vergnügt und durchaus bereit, hatten erst Mühen und Handeln das tägliche Brot gesichert, das Leben zu genießen, wie es ihnen seine Freuden bot. Und es bekümmerte sie sicher nicht, ob die Form derselben den Forderungen der Schönheitssucher genügte.

— — — — — — — — — — — — —

Hunold war am Morgen nach Zoppot gefahren, hatte gebadet, bei Werminghoff gefrühstückt und elegante, schöne Frauen in buntem, kleiderrauschendem Reigen an sich vorüberziehen lassen. Nun war er in den Danziger Hof zurückgekehrt. Er warf sich auf sein Sofa und sagte sich mißmutig, daß die selbstverordnete Kur gänzlich fehlgeschlagen sei. Die dunklen und blonden Schönen heut früh hatten ihn nur zu Vergleichen mit Karla herausgefordert, und wenn sein Urteil auch feststellte, daß sie keineswegs durch Schönheit die andern überstrahle — er konnte nicht leugnen, daß ein unbenennbarer Eigenreiz die Nixe umfloß. Worin war er zu suchen? In physischen oder geistigen Vorzügen? In ihrer Fähigkeit, der fidele Kamerad einer heitern Stunde zu sein, ebenso wie der verständnisvolle Freund im schweren Ernst eines grübelnden Gespräches?

Klar stand sie vor seinem inneren Auge und lockte ihn wieder in den Bann.

Aber mit einem Male trübte ein Erinnern ihr helles Bild. Er mußte des rätselhaften Zuges denken, der mitunter über ihr feines Gesicht gegangen war, dessen harmlosen Charakter jäh verwandelnd?

Was bedeutete das Spitzbubenlächeln, das dann sein Spiel in den glänzenden Augen trieb und um die weichen Mundwinkel huschte? War einem Mädchen zu trauen, dessen Miene so rasch wechseln konnte? Und ihr sonderbares Urteil über die Frauen, und ihr Versprechen, ihn zu warnen vor den Abgründen der Frau?

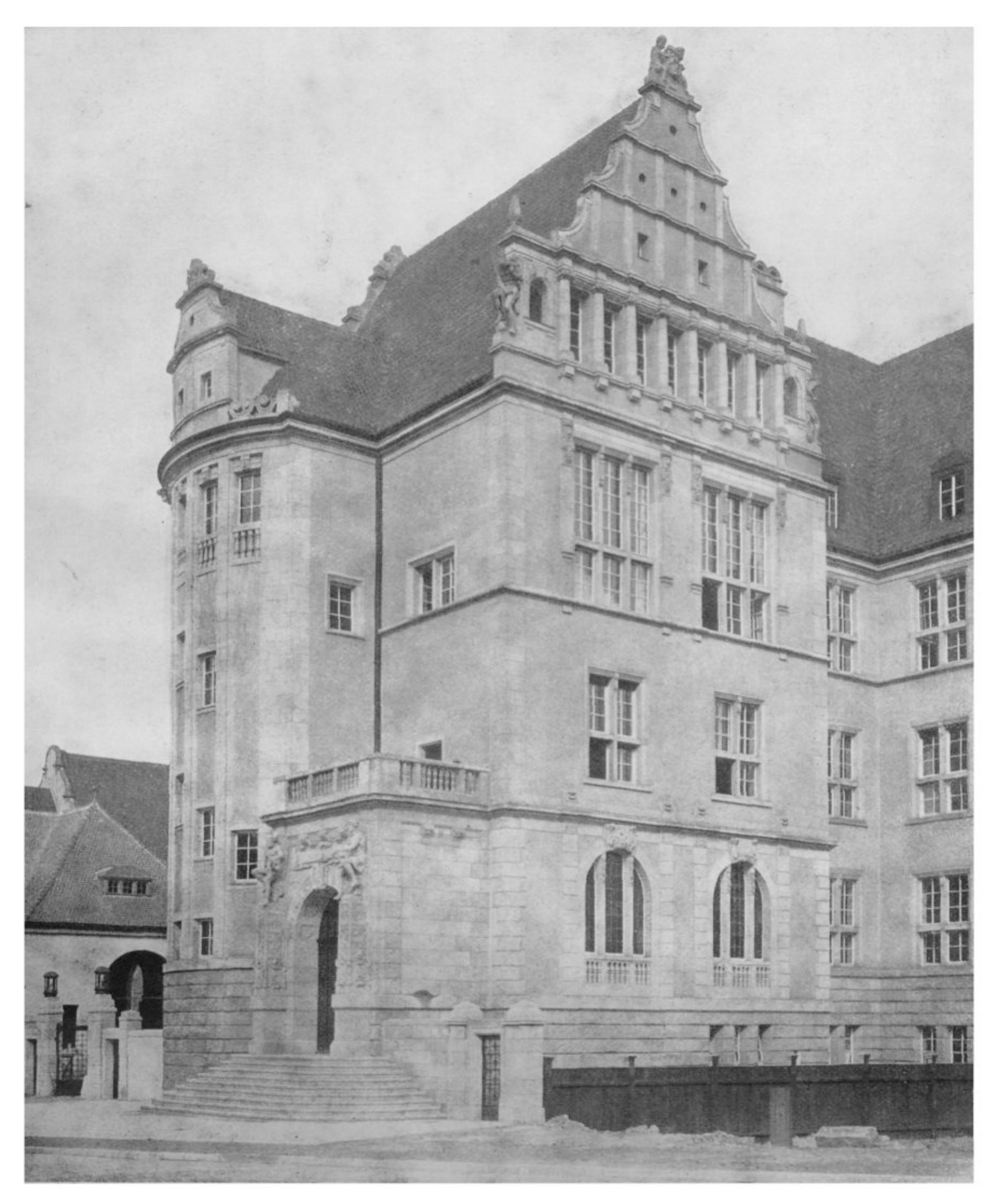
Wenn er nun doch noch als gereifter Mann auf die Koketterie einer Nixe hereingefallen war, die ihr kühles, spöttisches Lachen über den törichten Gimpel lachte?

Er sprang in heftiger Unruhe vom Sofa auf und — empfand sein Mißtrauen im nächsten Augenblick als eine Beleidigung Karlas.

Im Widerstreit der Gedanken ging er in seinem Zimmer auf und ab. Plötzlich wurde sein Blick von einem großen, gelben Kuvert angezogen, das auf dem Schreibtisch schimmerte, und das er bisher übersehen hatte. Ein Schreck durchfuhr ihn — der viereckige Umschlag wies verzweifelte Aehnlichkeit mit der nie versiegenden, fürchterlichen Plage der Redakteure, mit einer Manuskript-Einsendung.

Hunold trat rasch an die Platte und nahm das gelbe Ding auf. Es war an ihn persönlich und noch nach Hela adressiert. Von da hatte man es ihm nachgeschickt. Er sah mit einem bösen Blick auf die Maschinenschrift.

(Fortsetzung folgt)



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die Technische Hochschule in Breslau
Seitenansicht des noch unvollendeten Hauptgebäudes



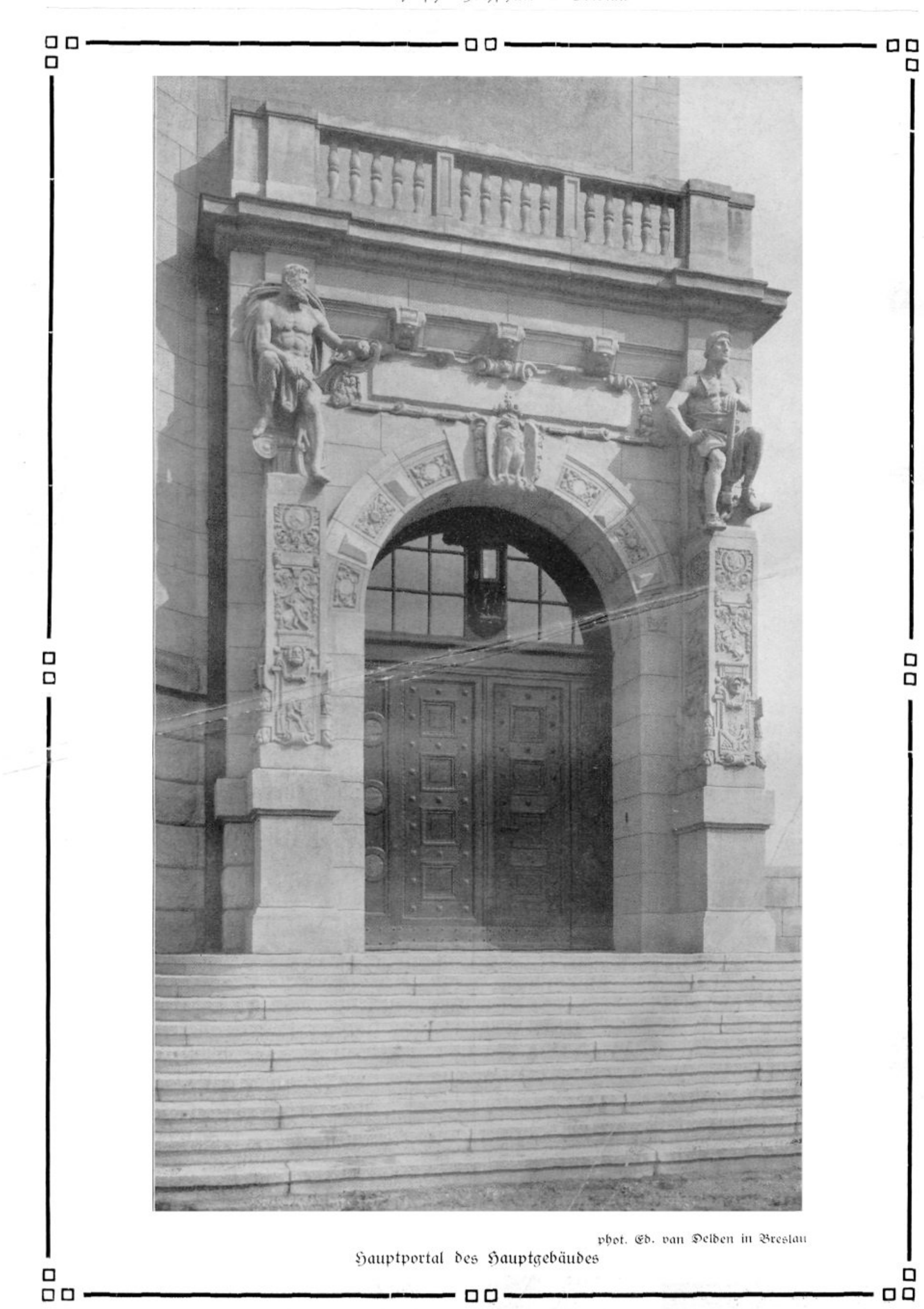
Die Technische Hochschule in Breslau

Erreichtes und Erwünschtes

Breslau, Schlesiens alte Hauptstadt, hat nun eine Technische Hochschule, einen neuen herrlichen Besitz, dessen sich Stadt und Land wohl freuen können. Mächtig und beherrschend baut sich die stattliche und bedeutsame Bauanlage an der Oder auf, aus einem Guß, eine architektonische und städtebauliche Bereicherung der Stadt und des östlichen Stadtteils von hohem Werte. Noch nie ist in Breslau eine so umfangreiche Bauanlage auf einmal und nach einheitlichem Plane entstanden. Auch in künstlerischer Hinsicht bedeutet das Geschaffene bei großer Gediegenheit und Vornehmheit ein wertvolles Geschenk an die Stadt Breslau, die an schönen modernen Bauten keinen Ueberschuß hat. Trotz einheitlicher Durchführung eines gleichartigen tektonischen und stilistischen Charakters bei der neuen Baugruppe ist nirgends von Monotonie, trotz weiser Mäßigung im Aufwand nirgends von Nüchternheit die Rede. Am rechten Platze ist sorgsam und mit künstlerischem Geiste plastischer Schmuck verwendet und sind die architektonischen Gliederungen reicher und leichter entwickelt, so daß sich die großen Massen der ruhig gestalteten Bauten wohltuend auflösen und bei aller Würde auch eines Hauches von Lebensfreude und Liebenswürdigkeit nicht ermangeln.

Aber noch höher als die äußerliche Bedeutung der Hochschulanlage ist der geistige Inhalt des neuen Kulturfaktors anzuschlagen. Außer der Reichshauptstadt Berlin ist Breslau die einzige Stadt der preußischen Monarchie, die neben einer blühenden Universität nun auch eine Technische Hochschule besitzt, und im übrigen deutschen Reiche bietet nur München noch ein gleiches Beispiel. Die neue Lehrstätte ist berufen und geeignet, die technische Zentrale in unserer auf industriellem Gebiete so hoch und mannigfaltig entwickelten Heimatsprovinz zu bilden, den Ausgangs- wie den Sammelpunkt für alle technischen Bestrebungen und Leistungen. Durch befruchtende Wechselwirkung zwischen den technischen Forschern und den Praktikern der Industrie wird sich eine Belebung und Förderung des gewerblichen Schaffens anbahnen, werden sich die Arbeitsmethoden verbessern und neue Möglichkeiten schaffen lassen; Fortschritte, von denen ein wirtschaftlicher Aufschwung zum Wohle des ganzen Landes zu erhoffen ist. Und neben diesen technischen und wirtschaftlichen Zwecken hat die neue Anstalt auch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung als Bollwerk deutscher Kultur, Wissenschaft und Sitte.

Die geschaffenen technischen Einrichtungen der Neubauanlage sind mit außerordentlichen Aufwendungen zu einer solchen Vollkommenheit gesteigert, daß in dieser Hinsicht die jüngste technische Pflanzstätte keiner der älteren und



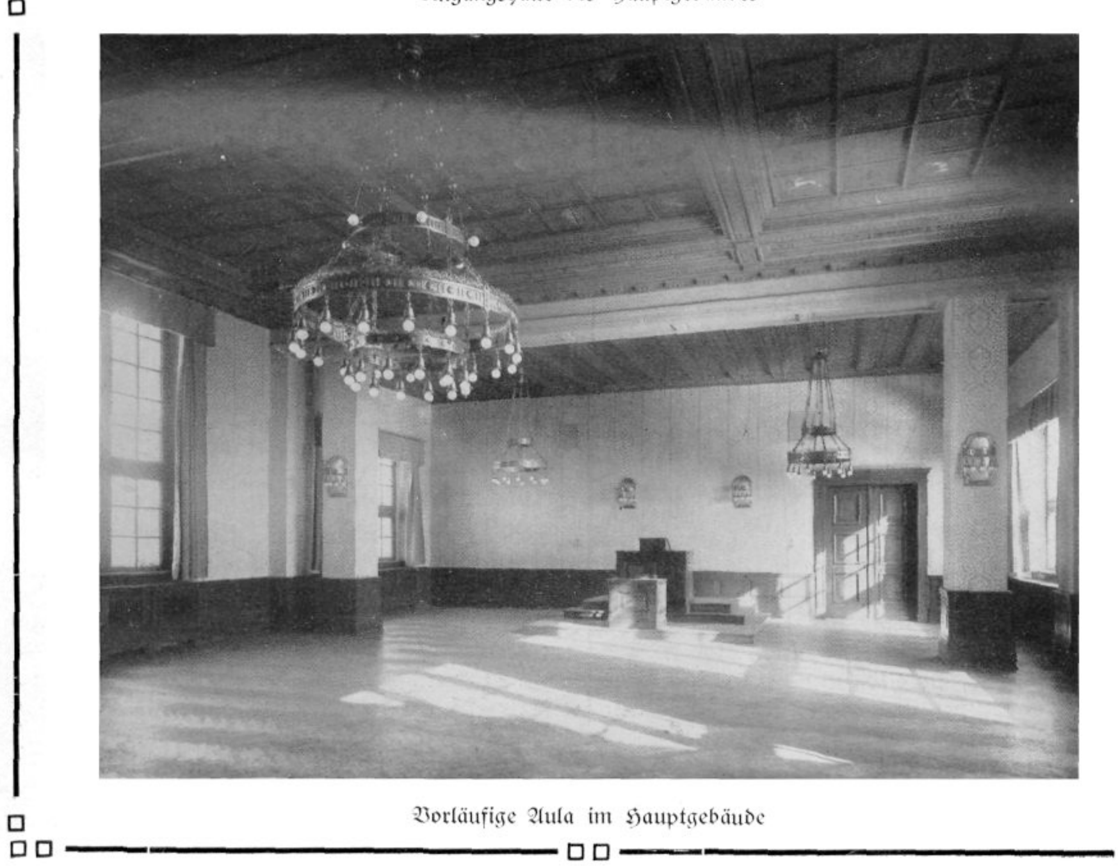
phot. Ed. van Delden in Breslau

Hauptportal des Hauptgebäudes



phot. Ed. van Delden in Breslau

Eingangshalle des Hauptgebäudes



Vorläufige Aula im Hauptgebäude

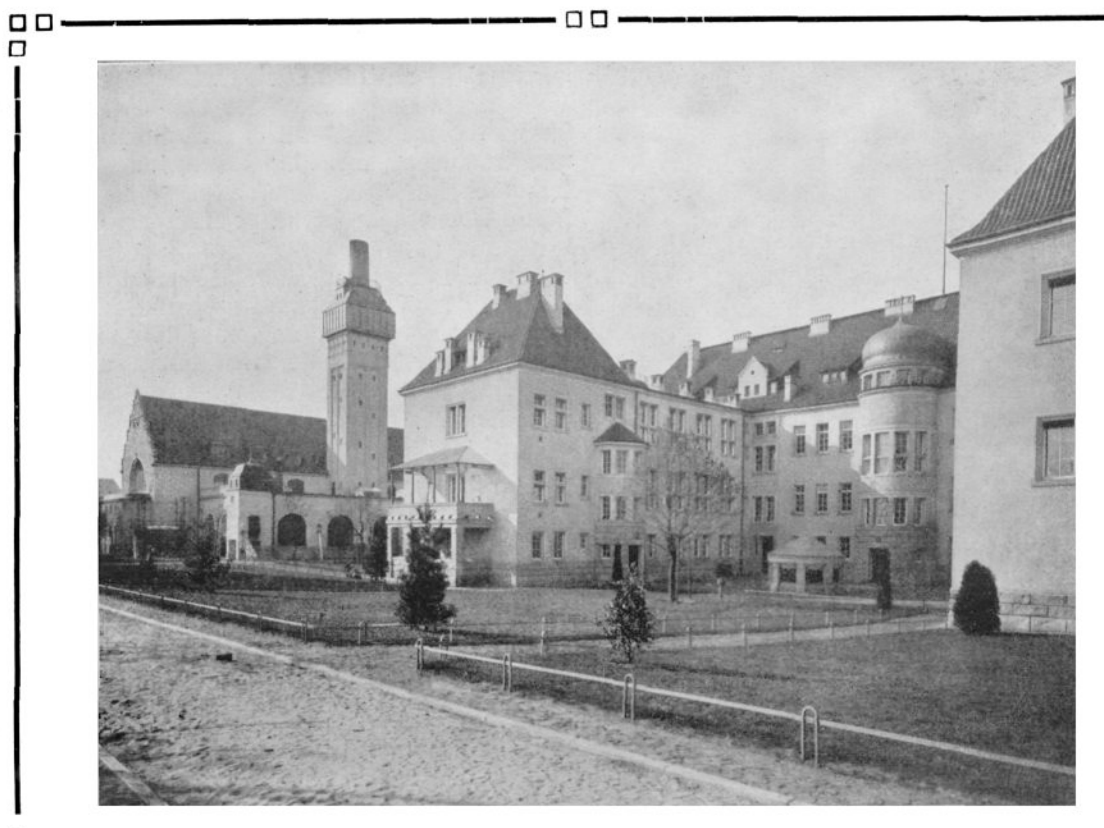
größeren nachsteht. Im Gegenteil hat naturgemäß eine große Zahl von Verbesserungen auf Grund der Erfahrungen an anderen Hochschulen hier eingeführt werden können. Die Abteilung für Maschinenbau besitzt trefflich ausgestattete Versuchshallen für Dampf- und Verbrennungsmaschinen, sowie für Elektrotechnik, zu denen noch ein Laboratorium für Werkzeugmaschinen binnen kurzem hinzutreten wird. Das Chemische Institut ist für drei verschiedene Zweige der Chemie, anorganische, organische und physikalische Chemie, eingerichtet und besitzt alle nur denkbaren Arbeitsmöglichkeiten. Gegenüber dem Chemischen Institut der hiesigen Universität hat das Institut der Hochschule nach Größe und Organisation einen beträchtlichen Vorsprung. Endlich ist auch das für Schlesien als besonders wichtig erachtete Institut für Hüttenkunde zu betonen. Dank dem Interesse, das sowohl die oberschlesische Industrie, als auch die Staatsverwaltung diesem Institut zugewendet haben, wird es durch die Zweckmäßigkeit und Vielseitigkeit seiner Einrichtungen alle bisher bestehenden Anlagen desselben Lehrgebietes übertreffen und den Studierenden die Ausbildung in verschiedenen, bisher nirgends gebotenen Arbeitszweigen ermöglichen.

Großes und Wertvolles hat also Breslau gewonnen! Wichtiges ist in langsamem Vorwärtskommen erreicht! Aber leider kann die Freude an dem neuen Kulturwerk keine ungemischte, keine vollkommene sein. Unter der Halbheit, die wir leider so oft im Osten zu überwinden haben, leidet auch die Technische Hochschule. Sie ist als Bau, wie als Schulorganismus ein Torso, einem figürlichen Bildwerk vergleichbar, das aus einem zu kleinen Marmorblock gearbeitet wurde, so daß der Rohstoff nicht mehr das Material für wichtige Teile des Körpers hergab. Das unbefriedigende Bild der jetzigen Bauanlage nach der Oderseite bringt diese Unfertigkeit und Unvollkommenheit auch äußerlich jedem Beschauer zum Bewußtsein. Es sind zunächst nur zwei Abteilungen wirklich voll ausgebaut und zwar Maschinenbau und Elektrotechnik, sowie Chemie und Hüttenkunde. Die dritte vorhandene Abteilung für allgemeine Wissenschaften hat keine völlig selbständige Existenz, da eine größere Zahl von Professoren von der Universität ihr nebenamtlich eingegliedert wurde. Es ist dies ein Anlehnen an die ältere Hochschule, das leicht als Abhängigkeit und Unterordnung aufgefaßt werden kann, während man doch den Wunsch hegen muß, daß die neue Hochschule gleich stark und gleich gesund sich neben der Universität entwickeln möge.

Aber viel schwerer wiegt es, daß die neue technische Lehrstätte nicht zu einer vollen universitas rerum technicarum ausgebaut ist. Zwei volle und wichtige Abteilungen, deren keine andere Hochschule Deutschlands entbehrt, fehlen ganz: Architektur und Bauingenieurwesen. Bleibt dieses Manko längere Zeit bestehen, so sinkt die Anstalt von selbst in ihrer Bedeutung; sie kann nicht auf dem Niveau einer Akademie gehalten werden. Der kleinliche Geist der gewerblichen Fachschule wird eindringen und Lehren wie Forschen beeinflussen. Nicht durch Einkapseln in Spezialgebiete, sondern durch die lebensvolle Berührung mit allen Zweigen wissenschaftlichen Arbeitens entstehen große Gesichtspunkte, und bietet sich die Gewähr wirklich umfassender Erfolge. Nur durch das Erheben auf die höchste Warte technischer Rundschau kann Lehren und Lernen von wahrhaft wissenschaftlichem Geiste durchdrungen werden.

Durch das an sich so wertvolle Eintreten der Hüttenindustrie für die Schaffung der Hochschule sind Maschinenbau und Hüttenwesen in den Vordergrund gerückt worden. Architektur und Bauingenieurwesen wurden aber sehr zu Unrecht beiseite geschoben. Zeigt doch ein Blick in die Statistiken der Technischen Hochschulen in Berlin und Danzig, daß von den dort überhaupt studierenden Schlesiern etwa zwei Drittel sich der Architektur und dem Bauingenieurwesen widmen, während nur ein Drittel auf die anderen Fächer entfällt. Auch im laufenden Semester, seitdem die Breslauer Anstalt schon eröffnet ist, soll ein besonders starker Zustrom von jungen Architekten und Bauingenieuren aus der Provinz Schlesien nach Berlin beobachtet worden sein. So stark immerfort die industriellen Bedürfnisse und Ziele unserer Provinz betont werden, so liegt es doch deutlich zu Tage, daß auf dem Gebiete des Hoch- und Tiefbaues in Schlesien ein eigentliches Interesse bereits vorhanden ist, während es bei den zunächst allein ausgebauten Abteilungen für Maschinenfach und chemische Industrie tatsächlich erst ins Leben gerufen und zur Pflege gebracht werden muß.

Unsere Provinz hat die beiden noch fehlenden Abteilungen dringend nötig. Wenn irgendwo im deutschen Lande, so springt in Schlesien die Verwahrlosung der Architektur in die Augen. Es gibt überall Spekulationsbauten und doch findet man nur selten eine so schlechte Baugesinnung, wie sie gerade in den Zentren der schlesischen Provinz eingerissen ist. Wie hoch und bewundernswert steht Schlesiens künstlerische Vergangenheit neben diesem Verfall unserer Tage! Die alten Dome des Mittelalters, die Bürgerhäuser der Renaissance, die

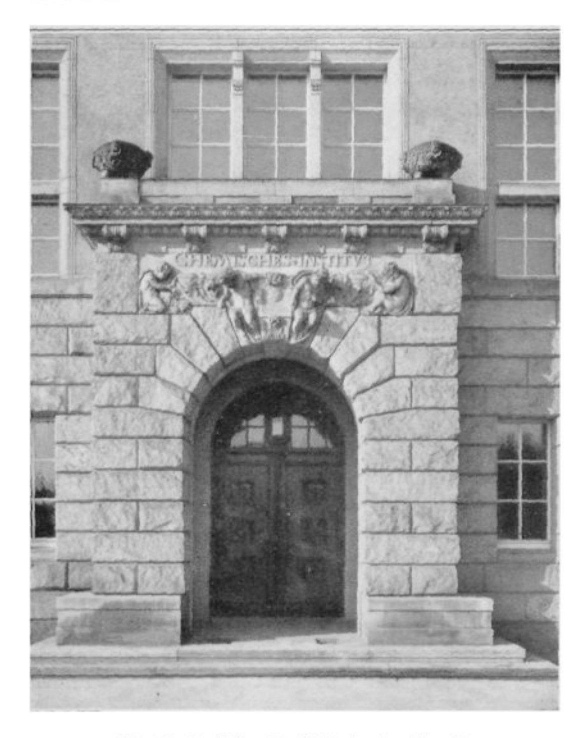


phot. Ed. van Delden in Breslau

Ostansicht des Maschinenlaboratoriums



Westansicht des Maschinenlaboratoriums



Die Technische Hochschule in Breslau
Hauptportal des Chemischen Instituts

Klosterbauten und Herrensitze des Barock bieten ein Studien- und Vergleichsmaterial, auf dessen Grundlage eine Gesundung und Weiterentwicklung der modernen Architektur sich allmählich und langsam vollziehen kann. Eine neue Blüte des Bauwesens aber müssen wir um so mehr ersehnen, damit wieder das Neue, wie ehedem, ebenbürtig dem Alten zur Seite trete und damit unsere ganze, nach vielen Richtungen so hohe Kultur wieder die verlorengegangene Harmonie gewinne. Es leuchtet ein, wie viel von einer Hochbauabteilung der Hochschule, einer sowohl künstlerisches Empfinden als auch werkmännisches Können gleichmäßig umfassenden Pflegestätte, für die bauliche Entfaltung unserer abseits gelegenen Heimatprovinz zu hoffen ist. Aber auch für das Ingenieurfach bietet sich hier kulturfähiger Boden. In der Provinz sind Ingenieurbauten in großer Zahl im Gange. Eisenbahnen werden gebaut, eine großzügige Oderregulierung ist eingeleitet, Talsperren und Stauweiher entstehen in schneller Folge. In allen städtischen Verwaltungen spielen die Fragen des Tiefbaues eine große Rolle. Auch an höheren Technikern des Ingenieurfaches hat also die Provinz einen nicht geringen Bedarf.

Der Staat hat, als er die Gründung einer Technischen Hochschule in Breslau zusagte, außer der allgemeinen, nur zwei Abteilungen versprochen. Er hat, wie wir dankbar bezeugen, in vollem Maße das Versprochene geleistet, ja er ist im Ausbau der begründeten Lehrgebiete wesentlich über das Erstgeplante hinausgegangen. Dadurch wird aber die dem ganzen bisherigen Plane zugrunde gelegte irrige Voraussetzung, daß eine halbe Hochschule lebensfähig sei, nicht richtiger. Immer deutlicher ist es während der Jahre, die seit der Bewilligung und allmählichen Begründung der jetzigen schlesischen Hochschule verflossen sind, hervorgetreten, daß es falsch wäre, an der früheren Annahme der halben Hochschule festzuhalten. Alles drängt nach weiterem Ausbau und Vollendung, wie ein Baum, der einmal Wurzel gefaßt hat, ins Hohe und Breite geht und seine Aeste weit auszudehnen strebt. Die jetzige Halbheit, mit der sich die Stadt, der Not gehorchend, abfinden mußte, ist nicht Fleisch noch Fisch. Aus unzähligen äußeren und inneren Gründen muß Breslau wünschen und streben, daß die Technische Hochschule durch Anfügung der zwei fehlenden Abteilungen und der dafür erforderlichen Baulichkeiten zu einer vollen Anstalt ausgebaut wird, zum Wohle von Stadt, Provinz und Vaterland.

* * *

Die neue Technische Hochschule in Breslau besteht, wie es bei derartigen Anlagen jetzt allgemein üblich ist, aus einer Gruppe von Gebäuden. Diese sind: das leider noch rumpfartige Hauptgebäude, das Chemische Institut, das Elektrotechnische Institut, das Maschinenlaboratorium, das Institut für Hüttenkunde, das Werkzeugmaschinenlaboratorium und ein kleiner Aufbereitungsschuppen. Wie diese Bauten zueinander liegen, ersieht man am besten aus dem auf Seite 193 abgebildeten Gesamtplan.

Der im Osten der Stadt, zwischen Tiergartenstraße und Oder gelegene rund 3,4 Hektar große Bauplatz, den die Stadt zur Verfügung gestellt hat, wird von der Uferzeile, der Hansa- und Borsigstraße umsäumt und durch die Heidenhainstraße in zwei verschiedene große Baublöcke geteilt. Auf dem größeren liegt das Hauptgebäude mit seiner künftigen Front nach dem Strom, also nach Süden zu gerichtet, wo eine völlig freie Lage ihm immer gesichert ist und wo es im Stadtbilde beherrschend einst zur Geltung kommen wird. An dieses reihen sich, von dem Hüttenmännischen Institute abgesehen, an der Borsigstraße entlang die übrigen drei vollendeten großen Gebäude derart an, daß das Maschinenlaboratorium, das äußerlich durch seinen architektonisch ausgestalteten großen Schornstein schon auffällt, ungefähr den Mittelpunkt bildet,

da es zugleich Zentrale für Erzeugung von Dampf und Elektrizität für die gesamte Hochschule ist. Auf dem kleineren Baublock längs der Heidenhainstraße liegt das Institut für Hüttenkunde nebst dem Aufbereitungsschuppen, das kleine Werkzeugmaschinenlaboratorium aber zwischen dem Hauptgebäude und dem Elektrotechnischen Institut an der Hansastraße. Der nicht mit Gebäuden besetzte Raum ist mit Gartenanlagen geschmückt, besonders ist vor dem nördlichen Mittelbau des Hauptgebäudes durch Bäume und Büsche und Rasenflächen ein größerer Gartenplatz geschaffen. Zu ihm bildet ein zwischen dem Maschinenlaboratorium und dem Elektrotechnischen Institut gelegenes reiches und schönes Tor aus Schmiedeeisen, das zum Teil vergoldet ist, den Zugang. (Beilage Nr. 15.) Angefertigt hat es der Lehrer an der Breslauer Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule, Kunstschmied Bonka. Hier steht auch ein nicht abgebildeter Brunnen mit einem mächtigen Sphinx, den der Bildhauer R. Schipke, gleichfalls Lehrer an der genannten Schule, geschaffen hat, ebenso wie alle übrigen Bildhauerarbeiten an den einzelnen Gebäuden der Hochschule.

Bei der Wahl der Baustoffe und der Behandlung der Architektur hat der Erbauer, Baurat Dr. Burgemeister, an die in Schlesien zur Zeit der Renaissance heimische Art angeknüpft, aber natürlich unserem heutigen Empfinden und unseren heutigen Bedürfnissen Rechnung tragend.

Charakteristisch für alle Gebäude der Anlage — das verleiht ihr einen einheitlichen Gesamteindruck — ist ein hoher, regelmäßig geteilter Rustika-Sockel, der ebenso wie die sonstigen Werksteine aus Plagwitz bei Löwenberg herrührt. Die Fenster in den mit Terranova geputzten Wandflächen sind in den abwechslungsreichsten Anordnungen mit Werksteingewänden eingefaßt und durch Pfosten aus gleichem Baustoffe geteilt. Die hohen Dächer decken Mönch- und Nonnen-Ziegel. Abweichend von allen übrigen Baulichkeiten ist das Maschinenlaboratorium, bei dem die Forderung einer großen Maschinenhalle zu einer basilika-artigen Anlage des Gebäudes mit Rundbogenfenstern geführt hat. Der Schritt vom rein Nützlichen zum Schmückenden ist an den Erkern, Portalen und Giebeln getan mit Hilfe des Bildhauers.

Eine reichere Durchbildung vor allem ist neben dem Westgiebel der Hauptfront dem jetzigen Hauptportale im Westflügel des Hauptgebäudes zuteil geworden. Eine breite abgerundete Steintreppe führt empor zur Eingangstür, die von zwei kräftigen reliefbedeckten Pilastern eingefaßt wird. Auf diesen



Die Technische Hochschule in Breslau
Hauptportal des Elektrotechnischen Instituts

sitzen zwei Gestalten, Kunst und Technik, ein antiker Bildhauer und ein moderner Industriearbeiter, bei dem das Vorbild Meuniers nahelag. Dementsprechend zeigen die Reliefs des rechten Postaments Errungenschaften klassischer Kultur, die des linken Entwicklungsmomente der Technik, von der Urzeit bis zum Zeppelinschen Luftschiff. Die eichene Tür mit einer hübschen Bronzelaterne im Türbogen trägt sechs Plaketten mit den wichtigsten Typen der Lehrfächer einer technischen Hochschule. (Abb. S. 186)

Ebenso wie dieses Portal ist auch die anschließende Eingangshalle als vornehmster Zugang für die jetzige Hochschule in ihrem Innern entsprechend ausgestattet worden.

Zum Hauptgeschoß führt eine mit schlesischem Marmor belegte Freitreppe empor, deren Brüstungen ebenso wie die Einfassungen der Türen aus Cottaer Sandstein hergestellt und bildnerisch behandelt sind (Abb. S. 187). Die Wände haben Terranova-Putz von gelblicher Farbe erhalten. Die Decke ist aus Stuck, Türen und Wandbekleidungen aus Eichenholz hergestellt. Anschließend an die Eingangshalle haben die Verwaltungsräume, Kasse, Sekretariat, Rektorzimmer und Senatszimmer Platz gefunden, die übrigen Räume dieses Geschosses, wie der beiden oberen Stockwerke sind als Zeichen- und Hörsäle, sowie als Professoren-,

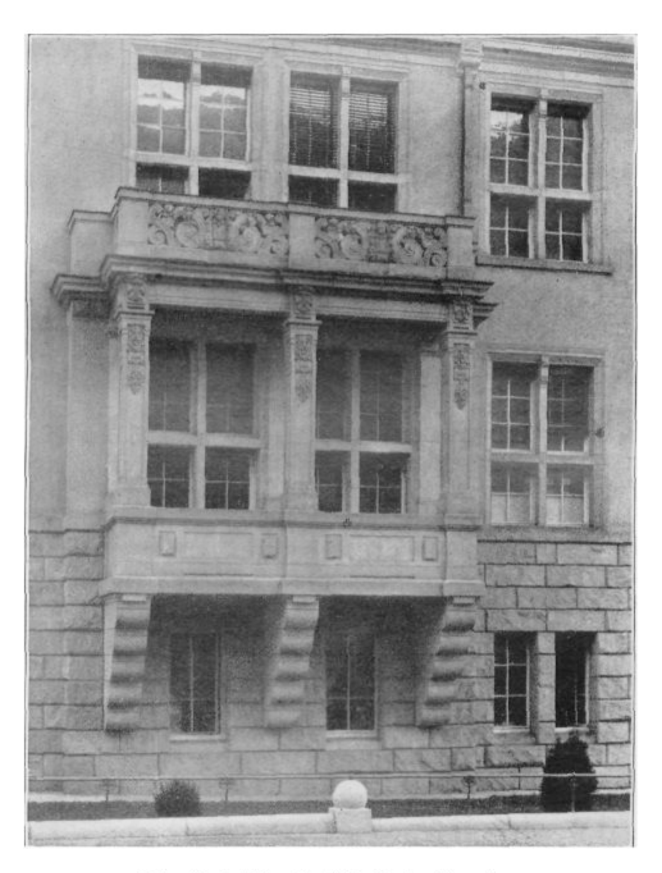
Assistenten- und Dozentenzimmer aufgeteilt. Der größte Saal im Mittelbau des Obergeschosses ist als vorübergehende Aula, und infolgedessen auch etwas reicher eingerichtet. Im Dachgeschoß liegt die Bücherei mit dem Lesesaal.

Wir müssen es uns versagen, auf die übrigen Gebäude ebenso einzugehen wie auf das Hauptgebäude. Wir bringen in Abbildungen noch die Portale des Chemischen und des Elektrotechnischen Instituts, sowie einen Erker an der Ostseite des Chemischen Instituts, und verweisen im übrigen auf die von der Bauleitung zur Eröffnung am 1. Oktober 1910 herausgegebene Festschrift (Ferdinand Hirt, Breslau), der einzelne Angaben hier entnommen sind, und die vor allem auch die innere Ausrüstung der verschiedenen Institute berücksichtigt.

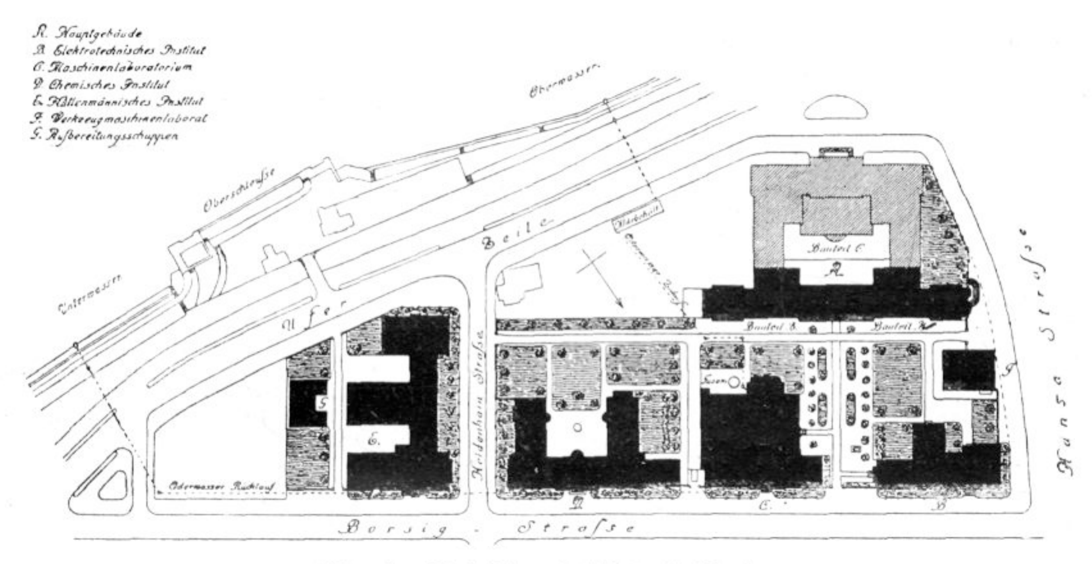
Sie bildete für den bauleitenden Architekten eine fast ebenso wichtige Aufgabe wie die Durchbildung der äußeren Gestalt der Baulichkeiten und ist in mustergiltiger, nur von dem speziellen Fachmanne zu würdigender Weise gelöst worden. Wenn die hohen Kosten gerade hierfür — insgesamt betragen sie 5 800 000 Mark — zu einer gewissen Sparsamkeit in der künstlerischen Ausstattung zwangen, so hat diese Sparsamkeit doch nie zur Dürftigkeit, sondern immer nur zu einer geschmackvollen Zweckmäßigkeit geführt.

Die Hauptsache aber ist, daß in dem Entwurfe für das Ganze die Vorbedingungen für eine günstige architektonische Gesamtwirkung nach Vollendung aller Teile so planvoll berücksichtigt wurden, daß man den Torso, der das Ganze leider noch ist, nicht allzusehr spürt.

Trotzdem darf die Hochschule kein Torso bleiben. Erst nach Vollendung des Hauptgebäudes wird diese mächtige Gebäudegruppe auch äußerlich als architektonische Schöpfung in ihrem vollen Werte genossen und gewürdigt werden können.



Die Technische Hochschule in Breslau
Erker am Chemischen Institut



Plan der Technischen Hochschule in Breslau

Von Nah und Fern

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Bei der am 17. Dezember veranstalteten Verlosung waren die Gewinner:

Rentier Jäger: Silbervergoldeter Tafelaufsatz, entworfen von Sigfried Haertel, ausgeführt von Tillmann Schmitz; Dr. Robert Asch: Weibliche Figur, Holzstatuette von Bruno Tschötschel; Kommerzienrat Pyrkosch, Ratibor: Schmuck von Annie Hystak; Fräulein Emma Seiler: Blumentisch, entworfen von Heinrich Tischler, ausgeführt von Tischlermeister Gummig; v. Tempsky: Zinndose, entworfen von Konrad Scheu, ausgeführt von Karl und Konrad Scheu; Frau Hoflieferant Kirschner: Blumentisch, entworfen von Arthur Friebe, ausgeführt von Franz Holsteiner; Leopold Lobethal: Blumentisch, entworfen von Arthur Friebe, ausgeführt von Franz Holsteiner; Schlesischer Zentralgewerbeverein: Gestickte Decke von Margarete Dziadeck; Architekten Overkott & Föhre: Gestickter Gürtel von Gertrud Thomale; v. Wallenberg-Pachaly: Pompadour von Marta J. Langer-Schlaffke; Rentier Matthias: Batikdecke, entworfen von G. Utinger, ausgeführt von Elfriede Rohde (Städt. Handwerker- und Kunstgewerbeschule); Maler Sigfried Haertel: Brosche von Margarete Pfauth; Direktor Winkel: Seidene gestickte Decke von Agnes Fleischer; Magistrat Neustadt: Sechs gravierte Weingläser von Moritz Wentzel; Hofjuwelier Raimondo Lorenzi: Bucheinband (Keller, die alte Krone) von Ernst Knothe in Görlitz; Bildhauer Th. v. Gosen: Blumentisch, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von der Schlesischen Rohrmöbel-Industrie; Tischlermeister Hermann Will: Bucheinband (Keller, die alte Krone) von Joh. Petzsch; Kommerzienrat Dr. Kauffmann, Wüstegiersdorf: Bronze-Petschaft, Eule, mod. von Kiesewalter, ausgeführt von Karl Scheu; Keramiker E. Süß: Bronze-Petschaft, Gratulantin, mod. von Konrad Scheu, ausgeführt von Karl Scheu; Malermeister Alfred Scholz: Album in Lederschnitt von Wanda Bibrowicz; v. Seidlitz-Sandrecki: Schles. Trachten-Puppe von Marta J. Langer-Schlaffke; Gräfin York v. Wartenberg Kissen von Lucy Gottschalk; Metallwarenfabrikant H. Sachs: Bucheinband (Jettchen Gebert) von Franz Klinke; Fräulein Ohlmann: Kissen von Käte Querfurth; Architekt Kurt Stein, Dresden: Bucheinband (Stehr, Drei Nächte) von Franz Klinke, Kunsthändler Arthur Lichtenberg: Kissen von Rose Conz; v. Ruffer, Rudzinitz: Brosche von Elise Friedländer-Kentschkau; Dekorationsmaler Lessing: Schreibzeug in Bunzlauer Feinsteinzeug von Erwin Süß; Maler Hugo Ludwig: Schreibzeug in Bunzlauer Feinsteinzeug von Erwin Süß; Kommerzienrat Haase: Schreibzeug in Bunzlauer Feinsteinzeug von Erwin Süß; Fräulein Gertrud Daubert: Schreibzeug in Bunzlauer Feinsteinzeug von Erwin Süß; Maler Paul Hampel: Schreibzeug in Bunzlauer Feinsteinzeug von Erwin Süß; v. Bergmann: Getriebener Blaker von Rose Laskowsky; Fabrikbesitzer Gustav Helbig: Getriebener Blaker von Rose Laskowsky; Alwin Breslauer: Anhänger von Emmy Pick; Innenarchitekt Feist: Pompadour von Lucy Gottschalk. Kaufmann Lob: Kristallschliff-Glasschale von Tappert in Cunnersdorf; Magistrat Hirschberg: Ein Paar Manschettenknöpfe von Margarete Pfauth; Kaufmann Adolf Brendgen: Schreibmappe (Handvergold.) von Ernst Knothe in Görlitz; Fräulein Dr. M. Cohn: Gewebter Pompadour von Wanda Bibrowicz; v. Reinersdorf-Paczenski Gewebtes Täschchen von Wanda Bibrowicz; Maler M. Gemeinhardt: Kissen von Hilde von Johnston (Verband schles. Textilkünstlerinnen); Bildhauer Schipke: Notizblock (Handvergoldung) von Johannes Petzsch; Juwelier Püschel: Getriebenes Kupfertablett von Karl Scheu; Fräulein Else Gruhl: Drei emaillierte Knöpfe von Margarete Pfauth; Baumeister H. Kloß: Drei emaillierte Knöpfe von Margarete Pfauth; Fräulein Margarete Trautwein: Sechs silberne Löffel von Graveur Bruschke; Tapeziermeister Oskar Sauer Versilberte Messingschale von Karl Scheu; Kunsttischlermeister J. Konietzny: Getriebene Messingschale von Karl Scheu; Magistrat Beuthen: Ein Paar Manschettenknöpfe von J. Schlossareck; Bau-

meister Karl Jäger, Waldenburg: Bucheinband (Thoma, Kleinstadtgeschichten) von Katharina Paul (Städt. Handwerker- und Kunstgewerbeschule); Magistrat Breslau: Nußknacker aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn; Hofjuwelier Alfred Guttentag: Perlenkette von Margarete Trautwein; Architekt Rastätter: Perlenkette von Margarete Trautwein; Dr. med. Winckler: Perlenkette von Margarete Trautwein; Architekt Kieser: Gestickter Beutel von Friedländer & Fliegner; Architekt Karl Härtel: Batik-Pompadour von Katharina Paul (Städt. Handwerker- und Kunstgewerbeschule); Fräulein Vally Schneider: Getriebene Zinnschale von Karl Scheu; v. Woikowski-Biedau: Bunzlauer Vase von Burdack & Süß in Bunzlau; Konsul Fritz Ehrlich: Bunzlauer Vase von Burdack & Süß in Bunzlau; Bankier Selle, Liegnitz: Bunzlauer Vase von Burdack & Süß in Bunzlau; Postsekretär Grunow: Bunzlauer Vase von Burdack & Süß in Bunzlau; Fabrikant Zimmermann: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge; Direktorialassistent Dr. Hintze: Gewebtes Täschchen (Schmetterling) von Wanda Bibrowicz; Fräulein Margarete Dziadeck: Geknüpfter Beutel von Friedländer & Fliegner; Geh. Rat Dr. Friedensburg: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge; Bürgermeister Trentin: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge; Dr. med. Walter Stempel: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge; Buchdruckerei Graß, Barth & Comp.: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge; Generaldirektor Zuckerkandl, Gleiwitz: Zinnseidel, entworfen von Josef Sobainsky, ausgeführt von Zinngießer Kluge.

Hausfleißverein für das Riesen- und Isergebirge. Der im vorigen Hefte unserer Zeitschrift erwähnte Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, die einheimische Industrie in jeder Weise zu fördern, durch Schaffung eines „Geschäftsmittelpunktes," Einführung eines einheitlichen Warenzeichens für echte Riesengebirgsartikel, Beschaffung guter Muster, die unentgeltlich an die Hausindustriellen abgegeben werden sollen, will in Warmbrunn eine Ausstellungshalle errichten. Sie soll die Erzeugnisse der Hausindustrie ans Licht ziehen, die Hausindustriellen bekannt machen, ihnen Aufträge und Verkäufe vermitteln und dadurch ihren Absatz und Verdienst heben. Der Protektor der Hausfleißvereins, Graf Friedrich Schaffgotsch, hat den Bauplatz geschenkt, und namhafte Spenden für den Bau, sogar aus dem Rheinlande sind schon eingegangen. Aber die zum Bau erforderliche Summe ist noch nicht voll vorhanden. Es werden deshalb noch Mitglieder für den Verein gesucht, die übrigens an einer jährlich in Aussicht genommenen Verlosung kunstgewerblicher Erzeugnisse (nach dem Muster des Breslauer Kunstgewerbe-Vereins) teilnehmen sollen.

Museen

Brieg. Das städtische Museum in Brieg, über dessen Begründung im 3. Jahrgang (Seite 570) berichtet war, ist am 13. November zum ersten Mal dem Publikum geöffnet worden, nachdem am 11. November der Magistrat und die Stadtverordneten sowie noch einige andere Herren auf besondere Einladung der Philomathie die Sammlung besichtigt hatten. Von den vielen interessanten Stücken, welche das Museum birgt, seien folgende besonders erwähnt: Die prähistorische Wiehle'sche Sammlung, welche den Grundstock des Museums bildet, ist durch eine vollständige prähistorische Grabanlage aus Cantersdorf bei Löwen (Geschenk von Herrn Gebhardt in Cantersdorf) vermehrt worden. Das Grab ist besonders dadurch bemerkenswert, daß die verbrannten Leichenreste nebst Bronzebeigaben nicht in der Haupturne sondern neben derselben gelagert sind. Hier sind noch ferner zwei Steinbeile (Geschenke von Herrn Gymnasialdirektor Matschky und von Herrn Hauptmann Lange) zu erwähnen. Dem Mittelalter entstammen mehrere Holzschnitzwerke aus der katholischen Zeit der Nicolaikirche zu Brieg; von besonderem kunstgeschichtlichen Interesse sind ein Relief, darstellend das Martyrium des hl. Erasmus, eine große Figur der hl. Veronica und eine Schüssel mit dem Haupt des Johannes. Reichhaltig ist die Sammlung der Zunftaltertümer. Die Sattler- und Tapezierer-Innung hat zwei Reitsättel (Meisterstücke 1690), die Bäcker-Innung eine Innungslade (1682) mit kunstvollem Schloß, Urkunden und Protokollbücher des 16. und 17. Jahrhunderts gestiftet. Aus etwas späterer Zeit stammen Meisterwerke der Drechsler- und Handschuhmacher- und Kammacher-Innung, sowie Zinngeräte mit Meisterzeichen und Brieger Stadtwappen. Das alte Brieg (Anfang des 19. Jahrhunderts) wird durch eine Reihe von farbigen Steindrucken illustriert, das bürgerliche Leben und Treiben dieser Zeit zeigen Glückwunschkarten, Patenbriefe, Lehrbriefe, Gelegenheitsgedichte und sonstige Druckwerke, sowie kleine Gebrauchsgegenstände. Einen interessanten Einblick in das Theaterleben des 18. Jahrhunderts eröffnen zwei Theaterzettel aus dem Jahre 1787; einen besonderen Dank für die freundliche Aufnahme der Brieger Bürgerschaft aussprechend, verabschiedet sich die Seipp'sche Theatergesellschaft mit „Emilia Galotti" von Brieg. Eine größere Anzahl Kuhnt'scher Glasbilder leitet zur neueren Zeit über.

In vorstehenden Zeilen sind nur die hauptsächlichsten Gegenstände erwähnt; der zur Verfügung stehende Raum ist schon jetzt zu eng, so daß man daran denken muß, größere Räume für das Museum zu schaffen; hoffentlich geht der Wunsch, in dem alt-ehrwürdigen Piastenschlosse dem Museum eine Heimstätte bereiten zu können, in Erfüllung.

Der Museums-Ausschuß, in dessen Händen die Förderung dieser neuen städtischen Schöpfung liegt, wird von folgenden Herren gebildet: Baurat Weisstein, Vorsitzender; Erster Bürgermeister Riba, stellvertretender Vorsitzender; Apotheker Wolfsdorff, Schriftführer; Lehrer Gebhardt (Cantersdorf), Pastor Heyn (Mollwitz), Gymnasialdirektor Matschky, Stadtbaurat Pistorius.

Hirschberg. Der Riesengebirgsverein hat beschlossen, für sein Museum ein eigenes Gebäude zu errichten. Jetzt ist das Museum im I. Stock des Hauses Schulstraße 12 in Hirschberg untergebracht, und zwar in 7 Zimmern. Im ersten Zimmer befindet sich die Bibliothek, im zweiten die Naturaliensammlung, im dritten kirchliche Gegenstände und Musikinstrumente, im vierten malerische Darstellungen und Reliefs des Riesen- und Isergebirges und einzelner Teile desselben, im fünften Erzeugnisse des Handwerks und Kunsthandwerks (Glasveredlung, Siegelschnitt, Holzschnitzerei, Schleierleinenweberei, Zinngießerei, Keramik, Laborantentum), Bekleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände aller Art aus früheren Jahrhunderten, im sechsten das Innere einer Gebirgsbauernstube mit einer Frau am Spinnrad und einem Mann, der Holzspäne für den Spanleuchter schnitzt, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, im siebenten das Innere der Stube eines Hirschberger Kaufherrn aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Indes der zur Verfügung stehende Raum läßt keine übersichtliche Aufstellung der Gegenstände zu, und Vieles muß außerdem in Schränken, Kommoden und Truhen aufbewahrt werden. Der Bau eines eigenen Hauses ist also unabweisbar notwendig. Es soll kein monumentaler Prachtbau werden, sondern ein Gebäude, das, wenn schon in würdiger äußerer Form doch das Hauptgewicht darauf legt, daß es dem vorhandenen Bedürfnis entspricht und eine spätere Erweiterung durch Anbau ermöglicht. Bei aller Sparsamkeit muß mit einer Baukostensumme von 60 000 Mark gerechnet werden, und



Warenpackungen nach Entwürfen von Wilhelm Krause

zwar ohne den Bauplatz, den die Stadt Hirschberg hoffentlich unentgeltlich gewähren wird durch Hergabe eines ihr gehörigen sehr geeigneten, in der Kaiser Friedrichstraße gelegenen, etwa 3/4 Morgen großen Grundstückes. Dieses würde auch Platz bieten, dem Museum einen kleinen botanischen Garten für Anpflanzung der heimischen Gebirgsflora anzugliedern und für ein Relief des Gebirges etwa in der Art des in Innsbruck im Pädagogium befindlichen. Für die Aufstellung der Gegenstände im neuen Hause besteht die Absicht, Bilder aus dem Leben zu veranschaulichen. Es gilt das für das Tier- und Pflanzenleben und für die charakteristischen Formen des Menschenlebens. Der Gebirgsbauernstube, womit ein Anfang gemacht ist, soll angereiht werden ein Leinenweber am Webstuhl aus der berühmten Zeit der Schleierleinenweberei, ein Glasschneider bei der Arbeit, ebenso ein Glasschleifer, ein Siegelsteinschneider, eine Spitzennäherin, eine Zunftstube usw. Das dazu erforderliche Material und Arbeitsgerät ist bereits zu einem großen Teil vorhanden. Solche kulturgeschichtliche und biologische Darstellungen wirken anregend; aus der anfänglichen Neugierde entwickelt sich Wißbegierde. Wenn ein Heimatsmuseum, wie das Riesengebirgs-Museum, darin seine Hauptaufgabe erblickt, so wirkt es erzieherisch und damit veredelnd auf das Volk, erweckt und stärkt die Liebe zur Heimat, und lehrt das ehren und schätzen, was die Natur geschaffen hat, und das, was einstmals die Väter lieb und wert gehalten, und wie sie — ob arm, ob reich — in farben- und formenfreudigem Sinn ihr eigenes Heim geschmückt haben. Und gerade unser Riesen- und Isergebirge ist, wie selten eine Gegend so überreich an solchen eigenartigen Darbietungen.

Alle also, die unsere schönen Heimatsberge lieb haben, müssen tatkräftig helfen zur Ausführung des Vorhabens des Riesengebirgsvereins.

Denkmäler

Enthüllt wurden in letzter Zeit ein Seydlitz-Denkmal in Trebnitz von dem Berliner Bildhauer Professor Max Baumbach und ein Reiterstandbild Friedrich des Großen von dem Berliner Bildhauer Louis Tuaillon in Beuthen; geplant sind ein Denkmal des Reformators Johann Heß für Breslau und ein Gustav Freytag-Denkmal für Kreuzburg. Das Breslauer Eichendorff-Denkmal von Bildhauer Kraumann in Frankfurt a. M. ist im Modell fertiggestellt und wird im Januar von Abgeordneten des Denkmalkomitees in Frankfurt a. M. besichtigt werden.

Warenpackungen

Auf keinem Gebiete vielleicht ist die kunstgewerbliche Industrie so rückständig geblieben, wie auf dem der Ausstattung von Waren-Packungen. In erster Reihe ist es die Ausstattung der Zigarren- und Zigarettenkisten, die sich von Althergebrachtem nicht losmachen kann. Und warum will sich das althergebrachte dem modernen Empfinden nicht wenigstens einigermaßen anpassen? Der Händler behauptet: Das Publikum wolle die einfache, zweckmäßige Ausstattung nicht. Die mit grellfarbenen Figuren, gepreßten Ornamenten und reichlichem, protzendem Goldaufdruck überladenen Packungen würden fast ausschließlich begehrt. Sogar der Zigarrenschuß mit goldiger „Bauchbinde" ziehe heute noch am besten. Aehnliches gilt auch von den Schokoladen- und Konfituren-Packungen. Doch ist hier schon eine Besserung eingetreten, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß einfache, aber ganz charakteristische Ausstattungen augenfälliger sind und deshalb mehr begehrt werden. Man denke hier an gewisse Kakes- und Kaffee-Packungen.

Die Packung ist nur Mittel zum Zweck. Sie soll den Inhalt zusammenhalten, vor Staub und Schmutz schützen und sich dem Auge in geschmackvoller und charakteristischer Weise präsentieren. Ist die Packung dann entleert, hat sie zumeist ihren Zweck erfüllt. Es erscheint deshalb sinnlos, ihr durch großen Aufputz den Schein zu verleihen, als sei sie bestimmt, weiterhin zur Aufnahme großer Kostbarkeiten zu dienen. Um eine Packung sachlich zu gestalten und ihr gleichzeitig augenfälliges, charakteristisches Gepräge zu verleihen, kehrt der Künstler häufig zu einfachen archaistischen Motiven zurück. Ein einheitlicher leitender Grundgedanke wird in klarer Entwicklung durchgeführt, schmiegt sich der Konstruktion der Grundform an, macht dadurch das Muster lebendig und gibt ihm seine innere Logik. Als Beispiel für eine solche Ausschmückung haben wir hier eine Anzahl charakteristische Packungen reproduziet, die nach den Entwürfen des Herrn Wilhelm Krause, Lehrers an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Breslau von der Firma Dreyspring zu Lahr i. B. ausgeführt wurden.

Herr Krause, der besonders durch seine Veröffentlichung für die Lernenden auf graphischem Gebiete tätig ist, ist auch der Autor verschiedener charakteristisch gezeichneter Inserate, die in der Praxis Beifall gefunden haben (siehe z. B. Anzeigenteil dieser Zeitschrift). Es liegen uns eine größere Anzahl derselben vor, doch müssen wir uns — eben weil es Inserate sind — die Veröffentlichung im Texte aus geschäftlichen Gründen versagen.

Berliner Ausstellungen

Ollbrich-Ausstellung. Ollbrich hat oft und gern sein Werk gezeigt, denn er war im Kern seines Wesens eine Anregernatur. Die Gedächtnis-Ausstellung, die die Akademie ihm gewährt hat, beweist wieder, was wir mit seinen Anregungen verloren haben. Er hätte sich nicht, wie es augenblicklich das Uebliche geworden zu sein scheint, mit einer lässigen Anlehnung an alte Werke zufrieden gegeben. Stets war er frisch und immer neu. Er brauchte sich gar nicht erst abzuquälen, um alte Formeln zu vergessen und zu umgehen. Seine Phantasie schweifte rege in die Ferne, unter seinem Stift sprudelten die Einfälle launig und geistvoll aufs Blatt. Und er zeichnete leidenschaftlich gern. Seine Architekturentwürfe, die er für St. Louis, für die Darmstädter Künstler-Kolonie, für das Düsseldorfer Tietz-Warenhaus, für die Villa Feinhals oder für allerlei Schmuck- und Silberarbeiten gemacht hat, wirken beinahe wie graphische Kunstwerke. Mühelos hat er scheinbar alles, was er baute und bildete, hingeworfen, und es zeugt von einem sehr vornehmen Instinkte, daß unter all den „Ideen", die er — fast möchte man sagen — so aus dem Aermel schüttelte, nicht allzu Vieles ist, das er hätte ausmerzen müssen. Nicht alles konnte bei einem solchen Schöpferdrange ganz reif werden und in einzelnen von diesen Architektureinfällen ist er gewiß nicht über das Kunstgewerbliche hinausgekommen; aber was will das besagen gegenüber einem Oeuvre, das geradezu übersprudelt an kostbaren Anregungen, an erfinderischer Frische und einer fast schrankenlosen Phantasie. Paul Westheim

Das Kind in den letzten Jahrhunderten. (Ausstellung im Künstlerhaus.) Gute Frauen unserer Bourgeoisie und Aristrokratie haben plötzlich ihr gutes Herz für arme verlassene Mütter und Waisen entdeckt. Und ihrer Gewohnheit gemäß haben diese sozial fühlenden Damen eine recht nette Ausstellung zusammengebracht, der natürlich straffe Organisation und leitende Gedanken mangeln. Etwas von Wohltätigkeitsvorstellung liegt über dieser Veranstaltung mit ihren five o clock teas und Gesangsvorträgen höherer Töchter. Aber immerhin, wir sehen da recht amüsante Dinge, gute englische und französische Bilderbücher, Puppen, Puppenstuben und -theater aus den letzten Jahrhunderten, Jugendportraits unserer deutschen Meister und solche unseres Herrscherhauses. Einige gute Holzschnitte Richters, die recht bekannt sind und am besten das kindliche Gemüt in seiner helläugigen Sonntagsnachmittagsstimmung spiegeln, und einige nette Kinderstudien des Altmeisters Menzel, die wenig bekannt waren, sind hier ans Licht der Oeffentlichkeit gekommen. Gut ist ein kleiner Raum, in dem pädagogisch wertvolle Dinge aus der letzten Zeit ausgestellt sind. Da ist vor allem die Ausstellung des bekannten Dürerhauses zu Berlin, das modernes einfaches Spielzeug und Baukästen, die der Phantasie des Kindes den weitesten Spielraum lassen, ausgestellt hat. Im ganzen aber bleibt es eine recht liebenswürdige Ausstellung, die mit dem Sozialen und Pädagogischen im Grunde nur kokettiert. Wilhelm Hardt

Spielzeug aus eigener Hand. (Ausstellung im Warenhause Tietz.) Deutschland ist ein großer Industriestaat geworden, ein Staat, bei dem die Intelligenz vom Ingenieur bis zum letzten Werkmeister die größte Rolle im Konkurrenzkampfe auf dem Weltmarkte spielt. Wir brauchen Menschen mit feinausgebildeten und sicheren Sinnen und Händen. Der nur mit Zähigkeit und unermüdlicher Dauer arbeitende Landarbeiter kommt in unserm hochentwickelten Gewerbe bloß noch als Handlanger in Betracht; wir haben qualifizierte Arbeitskräfte nötig. Diesen liberalen Gedanken hat der Genius der Konservativen, Bismarck, dahin Folge geleistet, daß er Deutschland die vorzügliche Volksschule gab, die nicht zum mindesten die Siege von 66 und 70 errang. Diese Schule hieß es weiter ausbauen. Das geschah langsam und sicher. Man sah vor allem ein, daß nicht nur Schreiben, Rechnen und Lesen weiter ausreichte, die Qualität des künftigen Industriearbeiters und Ingenieurs zu sichern, sondern daß vor allen Dingen auch auf die Handfertigkeit und die Sicherheit des Auges Bedacht genommen werden müßte. Die Amerikaner waren uns voran, diese hochentwickelte Nation hatte bereits lange schon den praktischen Zeichenunterricht und die Lehrwerkstätten der Volks- und Mittelschule als wichtiges Korrelat beigegeben. In derselben Zeit aber hatte Deutschland bereits den Fröbelunterricht in den Kindergärten eingerichtet, wo die kleinen 4—6 jährigen Kinder lernten, aus kleinen Papierschnitzeln, Karton, Pappstreifen usw. aus eigener Hand Sachen zusammen zu setzen. Das haben die Amerikaner von uns übernommen, während wir wiederum uns ihre Lehrwerkstätten angeeignet haben.

Das kindliche Spielzeug des Fröbelunterrichts, das ist nun das eigentliche Thema dieser Ausstellung. Wir sehen da, wie das Kind aus dem alltäglichen, ihm vertraulichen Materiale der Streichholzschachteln sich einen Kaufmannsladen oder gar ein ganzes Haus aufbaut, wie es die Schächtelchen als Behälter für einzelne Waren gestaltet, und sich eine Wage konstruiert. Sehr interessant ist auch die Entstehung einer Zupfpuppe dargestellt, wo auseinandergezupfte Bindfäden mit Stoff umkleidet einen beweglichen Puppenkörper in der Kindesphantasie hervorzaubern. Sehr gut war auch ein Hühnerhof mit einem Staket aus Streichhölzern, wobei Eicheln mit einer Feder versehen die Hühner markieren. Von größter Wichtigkeit für die Erziehung des Ausdruckvermögens der quellfrischen und quellreichen Kindesphantasie ist auch der Ton und das Plastelin, eine ganze Welt vermag sich das kleine Menschenkind aus diesem Stoffe zu schaffen.

Hüten wir uns vor allem, dem Kinde fertige Puppen und fertiges Spielzeug in die Hand zu geben, geben wir ihm vor allen Dingen Anregungen und lassen wir möglichst die Phantasie des Kindes selbst schaffen. Nur solche Pädagogik gibt uns die Gewähr, daß wir selbständige starke Persönlichkeiten im neudeutschen Bürgertume schaffen können. Wilhelm Hardt

Kunst und Kaufmann. (Typographische Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, veranstaltet vom Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe in Hagen i. W.) Kunst soll uns heute nicht nur etwas an Feiertagen in Erscheinung tretendes sein, sie soll vielmehr unser gesamtes Leben durchdringen, soll unsere gesamten Arbeitsfunktionen und ihre Produkte adeln. Soll nicht nur im Künstler und Gelehrten, sondern auch im Kaufmann und Arbeiter persönliche Genuß- und objektive Warenwerte erzeugen. Diese Annäherung von Festtag und Alltag in der Kunst zu verwirklichen, hat sich in Sonderheit das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe in Hagen i. W. zur Aufgabe gestellt; dieses von Carl Ernst Osthaus, dem uneigennützigen Begründer des bekannten Folkwang in Hagen und dem Deutschen Werkbunde geschaffene Institut hat auch in Berlin neben seiner ständigen Ausstellung in der Handelshochschule eine vorzügliche typographische Schau von Plakaten, Etiketten, Briefköpfen Postkarten, Katalogdeckeln, Einladungskarten, Zeitungsinseraten, Packpapieren usw. im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus veranstaltet. Sehr interessant sind auch die hier ausgestellten Konkurrenzentwürfe zum Brüsseler Weltausstellungsplakat, bei dem Julius Klinger und Lucian Bernhard wohl

das Beste geliefert haben, während das ausgeführte Plakat von dem Münchener Hohlwein sehr schwach wirkt. Weiter sehen wir Drucksachen von Th. Th. Heine, von Christophe, Scheurich, Hayduk, Riemerschmid, Cissarz, Van de Velde, Ehmke, Kleuckens, Gipkens, Hans Rudi Erdt, Paul Leni, Max Hertwig u. a. Eine leichtere, aber sehr kapriziöse Note besitzen die Wiener, deren leichte Art weniger für das Plakat, sondern mehr für die Etikette, für die leichten Schokoladen- und Parfümeriepackungen geeignet ist.

Im ganzen repräsentiert sich uns eine reichhaltige Schau, die ihre geschmackliche erziehliche Wirkung auf den Kaufmann und das Publikum haben muß. Das Deutsche Museum in Hagen besitzt bereits eine gut funktionierende Auskunftsstelle, welche Aufträge des Kaufmanns an den geeignet erscheinenden Künstler vermittelt.

* * *

Diesem gesunden Gedanken konnte sich auch Berlin nicht verschließen und so hat sich eine Versammlung von Kaufleuten und Künstlern, die am 22. Oktober unter dem Thema: „Kunst und Kaufmann" tagte, gleichfalls entschlossen, mit Hilfe des Deutschen Museums und des Deutschen Werkbundes eine weitere Vermittlungsstelle in Berlin zu schaffen. Der bekannte Kunstschriftsteller Robert Breuer gab diesem Gedanken in beredten Worten Ausdruck und wies bei dieser Gelegenheit auch auf die reichen Erfolge des Deutschen Museums hin.

Wilhelm Hardt

Schneiderkunst

Der Berliner Kunstgewerbeverein suchte bekanntlich seine Tätigkeit aufzufrischen durch die Gründung von Fachausschüssen, die den jüngeren Kräften Gelegenheit zur Durchführung ihrer Anregungen bieten sollten. Verschiedene Ausstellungen und andere Veranstaltungen haben schon im ersten Jahre den Nutzen dieser Verjüngung erwiesen. Etwaige Zweifel, die noch vorhanden gewesen wären, mußten zerstieben angesichts des Diskussionsabends über „Künstlerische Kleider", den der Fachausschuß für Textilkunst und Mode arrangiert hat. Auf einer kleinen Bühne wurden deutsche Eigen- und Künstlerkleider der Damen Muthesius, Oppler, Wille, Pollak, Viertel, Böse, Ukow u. a. vorgeführt und zum Vergleich gab es daneben eine Anzahl neuer Modelle von Poiret, dessen schön gebaute Mannequins diese Toiletten mit Chic und Raffinement „vorzutragen" verstanden.

Ein eigentlicher Vortrag, der eben nur eine Meinung geboten hätte, wurde nicht gehalten, vielmehr sollten die Herren und die sehr zahlreich erschienenen Damen sich selbst einmal darüber äußern, ob wir in Deutschland die Pariser Mode als eine Art Fatum hinzunehmen haben, worin diese Ueberlegenheit der Franzosen eigentlich besteht und welche Ausbildungsmöglichkeiten es für unsere Künstler und Künstlerinnen, die Modewerte schaffen möchten, denn eigentlich gabe.

Man war sich so ziemlich einig darüber, daß das nun schon historisch gewordene Reformkleid eine gute Lehre gewesen für die Art, wie man eine künstlerische Beeinflußung der Mode nicht versuchen soll. Die Durchführung dieser Idee, die von Hause aus keineswegs so übel war, hat von Anfang an in den Händen von Dilettanten gelegen. Man hat Kleider gezeichnet, Kleider entworfen. Auf dem Papier machte sich das alles ganz reizend; ausgeführt aber, auf dem Körper waren sie in jedem Sinne reizlos. Die Dame (auch die Dame ohne Gänsefüßchen) wird sich niemals befreunden können mit einer Kleidung, die alle wohlgeratene Körperlichkeit in einem sackartigen Gehänge astral verflüchtigt, deren unzulängliche Schneidertechnik den wahren Zweck aller Toilettenkünste, Begehrlichkeiten zu wecken, aufhebt.

Dieser Zweck kann erreicht werden einmal durch die Aufmachung (was ganz besonders die Methode der Deutschen ist, die durch vielerlei und auffallende, also indezente Zutaten zu wirken versuchen, oder, wie es die Franzosen tun, durch den ausgezeichneten, dem Körper angepaßten und die Körperlichkeit meisterhaft unterstreichenden Schnitt. Der gute, der geniale Schnitt ist, — dem Grundriß eines Architekturwerkes vergleichbar — das Entscheidende. An ihn wenden die Franzosen allen Esprit, alle Phantasie und alles Raffinement. Der Schnitt, der beständig wechselt, beständig verfeinert wird, ist der eigentliche Luxus, den sie sich leisten. Das Zutatenwerk läßt sich kopieren, das Zuschneiden aber, für das jede Figur eine neue Voraussetzung bietet, will gekonnt, will ungeheuer gut gekonnt sein.

Mit dieser schneidertechnischen Ueberlegenheit siegte in erster Linie dieser Poiret, dessen Modelle alle Damen von Geschmack und Kultur in begeisterte Erregung versetzten. Sein Ausgangspunkt ist zweifellos die vor hundert Jahren gern getragene Tunika à la grecque: doch was bedeuten solche Anklänge und Ausgangspunkte gegenüber seiner Linie. Dieser Linie, die alle Schönheitsmöglichkeiten eines schlanken Frauenkörpers zusammenfaßt, steigert, zu berückendem Erstrahlen bringt. Sie konnte nur erfunden werden von einem Schneider-, nicht von einem Zeichnersinn. Das ist die eine Lehre, die dieser Franzose gab. Und die zweite Erkenntnis wäre wohl die, daß im Bereich der Frau nur der zu triumphieren vermag, der ihr Evaverlangen nach dem Mann über alles stellt.

Die anderen Klagen, die in dieser sehr anregenden Debatte vorgebracht wurden, so die für den deutschen Modenschöpfer schier unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Materialienbeschaffung, so das beinahe unbegrenzte Entgegenkommen, das sein Kollege in Frankreich von seiten der Fabrikanten genießt, so die mangelnde Tradition, die die deutsche Frau im Tragen und Bestellen ihrer Toiletten hat oder die Scheu unserer vornehmen Damen vor der Nadelarbeit, die sie den geschmacklich ungebildeten Mädchen der unteren Volksschichten überantwortet hat, berühren wohl von ferne das Problem, ändern aber nichts an der Behauptung, daß alle wahrhaft schicke Schneiderkunst ihren Ausgang nehmen muß aus der Werkstatt des Schneiders und dem Boudoir der Dame.

Paul Westheim

Heimatschutz

Der **Schlesische Bund für Heimatschutz** hat zur Erhaltung des bekannten Rundpavillons, der eine Gartenmauer der Westseite der Stadt Schmiedeberg krönt, eine Beihilfe von 100 Mark bewilligt. Das kleine Bauwerk, das aus der Biedermeierzeit stammt, gehört zu den interessantesten Gartenhäusern Schlesiens. Es bildet den Abschluß des Gartens eines der sogenannten Patrizierhäuser aus Schmiedebergs Blütezeit. Als ein Bestandteil der von Arnauldschen Stiftung ist das Grundstück im Besitze des Regiments der Königsgrenadiere in Liegnitz und an die Königliche Präparandie vermietet. Da der Pavillon seit Jahren nicht mehr benützt wurde, verfiel er immer mehr und sollte zur Ersparung der Reparaturkosten ganz abgetragen werden. Da er sich aber geradezu vorbildlich in die Landschaft einfügt, deren bemerkenswertester Punkt er ist, so wäre damit ein echtes Heimatsbild verloren gegangen. Der Schlesische Bund für Heimatschutz hofft, daß sein Vorgehen Nachahmung finden und die für die Erhaltung nötige Summe aufgebracht werden wird.

Die **Stadt Brieg** hat dem Oberpräsidenten, als dieser aufs neue mit dem Magistrat wegen Erlaß eines Ortsstatuts auf Grund des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften in Unterhandlungen getreten war, eine ablehnende Antwort gegeben. Die Stadtverordneten sind nicht geneigt, dem Erlaß eines solchen Ortsstatuts zuzustimmen, da hier sehr viele alte Häuser existiren, die einen gewissen historischen Kunstwert besitzen und die dann nicht zeitgemäß umgebaut werden dürften.

Auch meint man, der Staat müsse erst der Stadt mit gutem Beispiele vorangehen und das arg „verschandelte" Brieger Piastenschloß in einen würdigen Zustand bringen.

Diez-Vignetten

Das Schmuckmaterial unserer Typographen hat eine prachtvolle Bereicherung erfahren. Julius Diez, der aus der „Jugend" rühmlichst Bekannte, hat für die Bauersche Gießerei eine umfangreiche Serie von Zierstücken entworfen. Seine prickelnde Phantasie, seine charaktervolle Kalligraphie, und seine reife Flächentektonik geben auch diesen leichtfüßigen Vignettenbildern den künstlerischen Gehalt. Die Aufgabe war, für alltägliche, häufig wiederkehrende Ereignisse — wie den Karneval, Verlobungs- und Vermählungsfeiern, Festlichkeiten und dergleichen Gelegenheiten Embleme zu ersinnen, die allgemein verständlich gehalten und doch selbständig und neuartig erfunden waren. Diez vermochte selbst dem abgegriffensten Thema noch eine aparte Seite abzugewinnen, ohne selbst für die breitesten Massen unklar zu werden. Seine Pierrots, seine Amorbübchen und Bacchanten sprühen, wie man es von einem so lustigen „Jugend"-Vogel nicht anders erwarten kann, von lustigster Ausgelassenheit, gleichzeitig aber sind sie durchsetzt von jener den modernen Menschen eigenen Differenziertheit. Mit einer überlegenen Meisterlichkeit ist hier einmal dem typographischen Gewerbe ein Wert, ein künstlerischer Wert geboten werden, der nur darauf wartet, von der rechten Hand und in der rechten Weise benutzt zu werden.

Paul Westheim

Wettbewerbe

Die königliche Akademie der Künste zu Berlin schreibt soeben eine Reihe von Wettbewerben aus. Erstlich die Konkurrenz um den großen Staatspreis auf dem Gebiete der Malerei für das Jahr 1911. Hier ist die Wahl des Gegenstandes frei, indessen soll in dem Werke das bewußte Streben erkennbar sein, größere und höhere Vorstellungen entsprechend zu gestalten. Insbesondere wird auf den notwendig engen Zusammenhang der drei Schwesterkünste Wert gelegt, demgemäß auch auf die vom Bewerber bewiesene Fähigkeit, in monumentalem Sinne zu arbeiten. Konkurrenzfähig sind außer fertigen oder annähernd fertigen Gemälden auch Kartons, Skizzen und Entwürfe. Der Preis besteht in einem Stipendium von 3000 Mark zu einer einjährigen Studienreise nebst Reisekostenentschädigung. Ferner wird der gleich hohe Staatspreis für Bildhauerei für das nächste Jahr ausgeschrieben. Hier sollen nicht mehr als zehn Rundfiguren, Reliefs oder zeichnerische Entwürfe eingeliefert werden. Die Wettbewerbsfrist lief bei beiden Konkurrenzen bis zum 10. Dezember. Die Zuerkennung der Preise erfolgt im Januar.

Außerdem werden noch die Wettbewerbe um die Preise der Michael-Beer-Stiftung auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei eröffnet. Als Preisaufgabe für den Bildhauerpreis ist das Thema „Die Flucht" gestellt, Menschen die vor einer elementaren Gewalt fliehen, als Relief mit bestimmten Abmessungen. Die Figuren sollen möglichst groß in den Raum gestellt werden. Die Entwürfe sind bis zum 3. Juni 1911 einzureichen.

Zur Erlangung eines Bebauungsplans für Bunzlau hatte der Magistrat einen Wettbewerb ausgeschrieben. Auf diesen sind im ganzen 80 Entwürfe eingegangen. Den ersten Preis (3000 Mark) haber erhalten die Diplomarchitekten Max Jacob und Siegfried Werner Müller in Dresden-Strehlen, den zweiten Preis (2000 Mark) Architekt Peter Andreas Hansen in München-Nymphenburg und den dritten Preis (1500 Mark) Postbauinspektor Loebelf in Köln.

Paul Neff Verlag (Max Schreiber) in Eßlingen a. N. erläßt hierdurch ein Preisausschreiben zur Erlangung künstlerischer Entwürfe für die Schauseite des Umschlags der Architektonischen Rundschau. Zur Beteiligung an dem Wettbewerb zugelassen sind alle deutschen oder in Deutschland zurzeit ansässigen Künstler. In der Zeichnung sind in hervortretender Weise anzubringen die Worte: „Architektonische Rundschau", ferner in kleinerer Schrift „... Jahrgang, ... Heft" sowie: „Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N., 1912." Die Wahl der Motive bleibt den Künstlern überlassen. Die Zeichnung soll in einfarbigem Druck auf farbigem Papier wiedergegeben werden. Die Umschlagsgröße ist 30 : 40 Zentimeter Hochformat. Die Zeichnungen sind um ein Drittel größer herzustellen. An Preisen werden ausgesetzt: Ein erster Preis von 500 Mark, ein zweiter Preis von 300 Mark, ein dritter Preis von 200 Mark. Der Verlag behält sich außerdem vor, weitere Entwürfe für je 100 Mark anzukaufen. Die preisgekrönten und angekauften Entwürfe gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlags über. Das Preisgericht besteht aus den Herren Professor J. V. Cissarz, Stuttgart, Architekt Martin Elsäßer, Stuttgart, Professor Emil Högg, Bremen, Architekt Carl Zetzsche, Berlin, Hofrat Max Schreiber, Eßlingen. Die Entwürfe sind bis zum 1. April 1911 an Paul Neff Verlag (Max Schreiber) in Eßlingen a. N. portofrei einzusenden bezw. am 31. März zur Post zu geben.

Der vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs eingesetzte Kunstausschuß veranstaltet einen Wettbewerb unter den deutschen Künstlern um ein Plakat für die Breslauer Festwoche 1911. Ausgesetzt sind 3 Preise zu 800, 600 und 400 Mk. Ablieferungstermin ist der 20. Januar 1911. Nähere Bedingungen sind beim Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs E. V. in Breslau zu erfahren

Zur Erinnerung an Eva von Loebbecke

Einen schmerzlichen Verlust hat Schlesien am 26. August vorigen Jahres durch den unerwarteten Tod einer ihrer begabtesten Künstlerinnen, der Bildhauerin Frau Eva von Loebbecke in Brieg erlitten.

Sie war geboren am 22. März 1850 als Tochter des späteren Geh. Justizrats Schneider, der sowohl als scharfsinniger Jurist sich eines großen Rufes erfreute, als auch als Vorkämpfer und Förderer aller geistigen und künstlerischen Bestrebungen einen großen Einfluß über weite Kreise ausübte. War er es doch, der seinerzeit für die Gründung unseres Museums der bildenden Künste unermüdlich und erfolgreich tätig war; ihm ist es zum großen Teile zu danken, daß der schöne Plan so bald zur Ausführung kam. Unter der zärtlichen Obhut dieses hochbegabten Mannes wuchs neben einem Bruder das einzige Töchterchen auf, ein geistig sehr gewecktes, eigenartiges Kind von lebhaftem Temperament. Sie besuchte nie eine Schule, wurde nur privatim unterrichtet, wobei sich ihre Individualität ganz frei entfalten konnte. Schon früh aber zeigte sich ihre künstlerische Veranlagung, denn ohne Anleitung zeichnete sie für sich und versuchte sich sogar in der Oelmalerei, so daß sich ihr Vater entschloß, sie nach Berlin in's Atelier von Professor Steffeck zu schicken, wo sie einige Zeit studierte und besonders Pferde zeichnete.

Kaum siebzehnjährig, vermählte sie sich im darauffolgenden Sommer mit Herrn von Loebbecke in Brieg und hatte das seltene Glück, einen Gatten zu finden, der sie in ihrer Eigenart verstand und ihr freien Spielraum ließ, sich ihren künstlerischen Bestrebungen zu widmen, die er durch ein feines sicheres Urteil noch förderte.

Als ganz junge Frau im weißen Kleide im Walde sitzend — das reizende Bild war auf der Jahrhundert-Ausstellung in Berlin — hat Kreyher sie gemalt. Sie verkehrte viel mit dem Künstler, ebenso wie mit seinem damals unzertrennlichen Freunde Professor Bräuer, der



phot. Curt Groeger in Brieg

Brunnen von Eva von Loebbecke

ihr Talent sehr schätzte, was bei seinen hohen künstlerischen Ansprüchen sehr schwer wiegt. Beide Künstler gewannen großen Einfluß auf ihre künstlerische Auffassung. Die Verehrung für Bräuer war der rote Faden, der durch ihr Leben geht, und Niemand war wohl so bemüht, den ausgezeichneten Künstler in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen, wie gerade sie.

Innige Freundschaft verband sie auch mit Leonore Bräuer, mit der gemeinsam sie im Jahre 1884 im Atelier von Gussow in Berlin malte. Mit der Zeit trat aber bei Frau von Loebbecke die Malerei in den Hintergrund, und sie wendete sich mehr und mehr der Plastik zu, die ihr eigentliches Arbeitsfeld wurde, wo sie schöne Erfolge erzielte. Wenn sie auch mancherlei künstlerische Anregungen von Professor Härtel empfing und wohl auch mit anderen Bildhauern, wie Schulz in Verbindung stand, so war ihr Wirken doch ganz selbständig. Ihre Phantasie, ihr Feuergeist strebten nach hohen Zielen, und es war ihr vergönnt, ein monumentales Werk zu schaffen, den schönen, hier abgebildeten Brunnen, der durch seine poetische Auffassung und künstlerische Gruppierung noch Manchem im Gedächtnis sein wird von der Ausstellung im Breslauer Kunstgewerbemuseum. In Bronze gegossen und sehr glücklich aufgestellt, schmückt er jetzt den Vorgarten der Loebbecke'schen Villa in Brieg und erinnert uns unwillkürlich an die Fontainen der römischen Villen, die die Künstlerin so schwärmerisch liebte. Ueberhaupt Italien! Wie fühlte sie sich da beglückt, gleichsam in ihrem eigensten Element; wie genoß sie da die große Kunst, als etwas ihrer innersten Natur verwandtes; denn auch ihre Seele war groß und rein und vornehm, jedem Kleinen abhold.

Mit wahrem Feuereifer arbeitete sie unaufhörlich und wenn man einen Blick in ihr Studio tat, das so idyllisch in ihrem Garten lag, war man überrascht von der Fülle von Studien, die von dem Ernst und der Mannigfaltigkeit ihres Schaffens Zeugnis ablegten; besonders eifrig betrieb sie anatomische Studien des Pferdes unter der sachkundigen Leitung des Professor Schmalz von der königl. Tierarzneischule in Berlin. Zunächst sehen wir verschiedene Einzelfiguren und Gruppen; den Ehrenplatz in der Mitte nimmt die Statue des Kaisers hoch zu Roß ein, die vor einiger Zeit im Museum der bildenden Künste in Breslau ausgestellt war, zugleich mit einigen wohlgelungenen Büsten, unter denen wohl die Krone die des Geheimrats Schneider bleibt, die in Marmor ausgeführt ist. Mit besonderer Liebe hat die Künstlerin die charakteristischen Züge des so heiß geliebten Vaters studiert und vortrefflich wiederzugeben verstanden. Es wäre schön, wenn das Werk der Tochter einst das Museum schmückte, dessen Mitbegründer der Vater war.

Die Hauptdomäne der Bildhauerin war aber das Pferd; um dies zu studieren, scheute sie weder Mühe noch Zeit. Alle Hilfsmittel standen ihr ja wie selten Jemandem zur Verfügung, und es war ihr Liebstes, draußen auf ihrem Gut nach ihren Lieblingen zu arbeiten. So entstanden schöne Gruppen, teilweis in heftiger Bewegung, von denen sie verschiedene in Bronze gießen ließ. Zwei derselben stehen am Eingang ihres kunstgeschmückten Hauses, das zahlreiche Werke hervorragender Künstler zieren und das sie erst kürzlich noch erweiterte, um all ihre Schätze, die sie aus Italien mitgebracht hatte, in einem harmonischen Raum zu vereinigen.

Auch in ihrem schönen Garten, der in Terrassen angelegt, durch die daranstoßende Promenade sich endlos zu dehnen scheint, erfreuen uns verschiedene Bronzen nach ihren Entwürfen, so die Welle, der Adler mit dem Frauenkopf und andere. In letzter Zeit hat sie im Zoologischen Garten in Berlin nach einem schwarzen Panther gearbeitet, der ihr trefflich gelungen ist.

Wie viel Pläne beschäftigten sie, wie viel Gedanken rangen nach Gestaltung, als der unerbittliche Tod dazwischentrat und ein reiches Leben endete, das wir auch ein glückliches nennen dürfen, denn von ihrer Familie und Umgebung auf Händen getragen, geliebt von allen, die sie kannten, aller kleinlichen Sorgen und Mühen des Lebens enthoben, die so oft die Entfaltung eines Talents hemmen oder ganz unmöglich machen, wird sie unvergänglich fortleben in unser Aller Erinnerung als eine geniale zielbewußte Persönlichkeit voll Kraft und Feuer, der ihre Kunst Herzenssache war, ohne die ihr das Leben unerträglich gewesen wäre.

Unerschrocken trat sie ein für das, was ihr das Rechte däuchte und rührend war ihre unverbrüchliche Treue für ihre Freunde, für die ihr kein Opfer zu groß gewesen wäre.

Aber bei aller Entschiedenheit ihrer Natur, wie viel Güte und Zartheit der Empfindung wohnte ihr inne, die sie uns, die das Glück hatten, ihr nahe zu treten, so unaussprechlich teuer machte.

Ihr lichtes Bild bleibt uns ein kostbares Eigentum für alle Zeiten, und wie die weihevolle Trauerfeier, die sie sich selbst ausgedacht, auch im tiefsten Schmerz die Herzen aller erhob, so soll sie selbst uns vorschweben als leuchtendes Vorbild hoher Gesinnung und glühender Begeisterung für alles Gute, Edle, Schöne.

Marie Spieler

Schlesische Künstler

Auf der Brüsseler Weltausstellung erhielt Architekt Professor Martin Dülfer in Dresden den Grand Prix. Es ist dies eine für einen Künstler, speziell einen Architekten seltene und deshalb auch den ganzen Stand ehrende Auszeichnung. Martin Dülfer ist am 1. Januar 1859 in Breslau geboren und ein Sohn des verstorbenen Verlagsbuchhändlers Carl Dülfer. Großes Aufsehen erregten schon seine ersten Bauten in und um München, wo er als Privatarchitekt lebte und den Professortitel erhielt. Seine Hauptbedeutung liegt aber auf dem Gebiete des Theaterbaues, von denen besonders die Theater in Meran und Dortmund sich durch persönliche Eigenart auszeichnen. Von voller künstlerischer Reife zeugt das erst im vorigen Jahr vollendete Stadttheater in Lübeck mit seiner eigenartigen Fassade, da es nicht freisteht, sondern eingebaut ist, und der raffiniert geschmackvollen Inneneinrichtung. Neben zahlreichen anderen Konkurrenzen errang er erst in letzter Zeit wiederum bedeutende Erfolge, so im Wettbewerb für die Theater in Hagen und Bremerhafen. In der Konkurrenz für das neue Schauspielhaus in Dresden errang er einen ersten Preis und führt in Gemeinschaft mit der gleichfalls preisgekrönten Architektenfirma Lossow und Kühne in Dresden dieses Projekt aus. Bereits auf der Weltausstellung in St. Louis entwarf er die Repräsentationsbauten des bayerischen Staates. In Brüssel stammt von ihm die viel bewunderte Maschinenhalle der Deutschen Abteilung Dülfer ist seit einigen Jahren an der Kgl. Sächsischen Technischen Hochschule als Professor der Architektur tätig, wo er ebenso, wie durch seine Privatpraxis und sein vielfaches Auftreten als Preisrichter in Architekturkonkurrenzen einen heilsamen Einfluß auf die werdende Architektenschaft ausübt. Auch ist er Vorsitzender des Bundes deutscher Architekten.

Kurt Langer

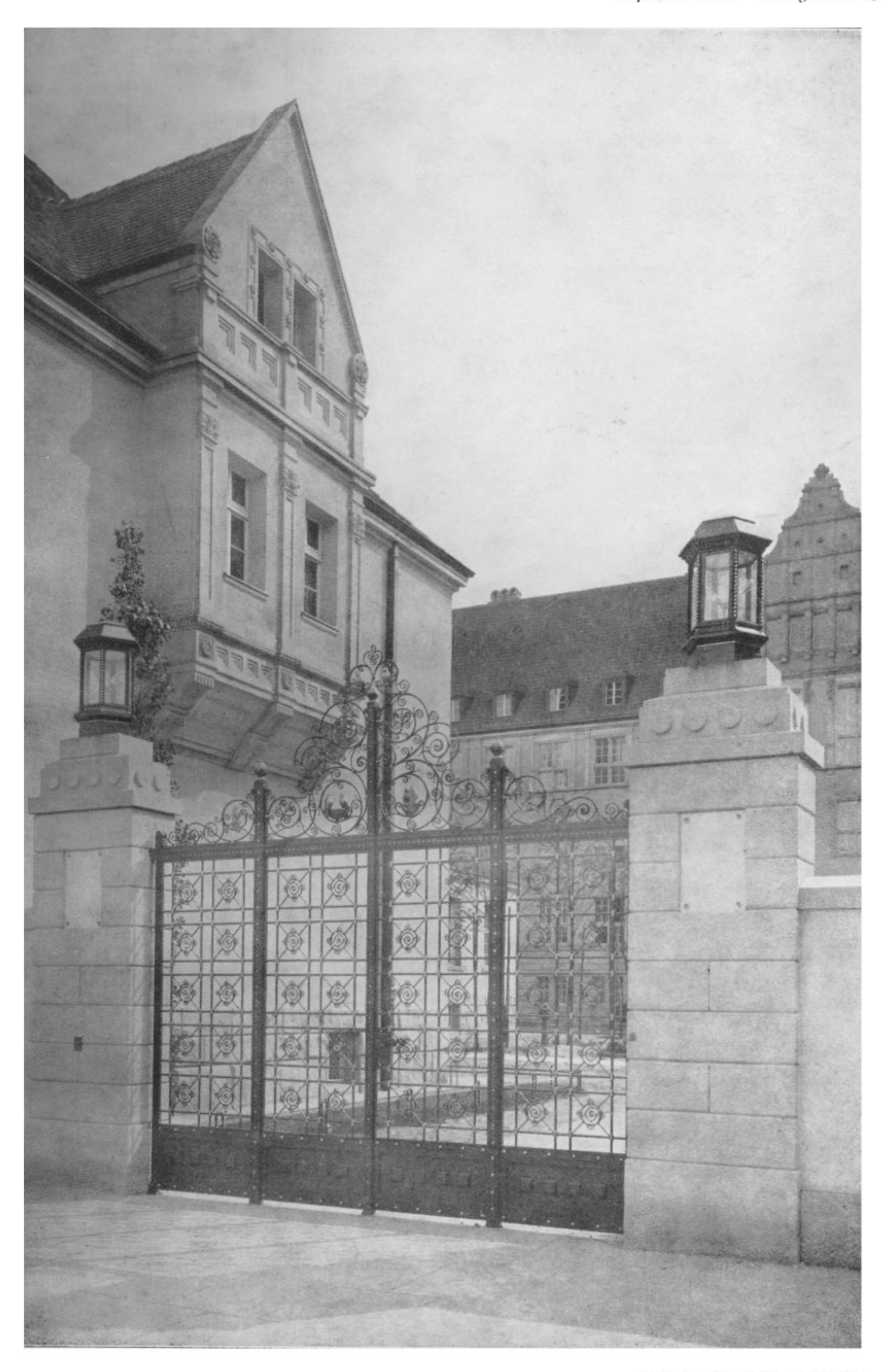
Der Breslauer Maler Starczewski veranstaltet einen Zeichen- und Malkursus und bildet Zeichenlehrer für den Seminarlehrgang der Kgl. Kunstschule vor.

Der Maler Paul Plontke aus Breslau, gegenwärtig Schüler der Kgl. Kunstakademie in Dresden, hat den für das Jahr 1910 ausgeschriebenen Hugo Reußendorff-Preis von 4000 Mark für eine einjährige Studienreise erhalten.

Professor Fritz Erler in München hat von der Stadtdirektion Hannover den Auftrag erhalten, den großen Festsaal des dortigen neuen Rathauses mit Wandgemälden zu schmücken. Die Entwürfe sind von den maßgebenden Behörden bereits genehmigt worden.

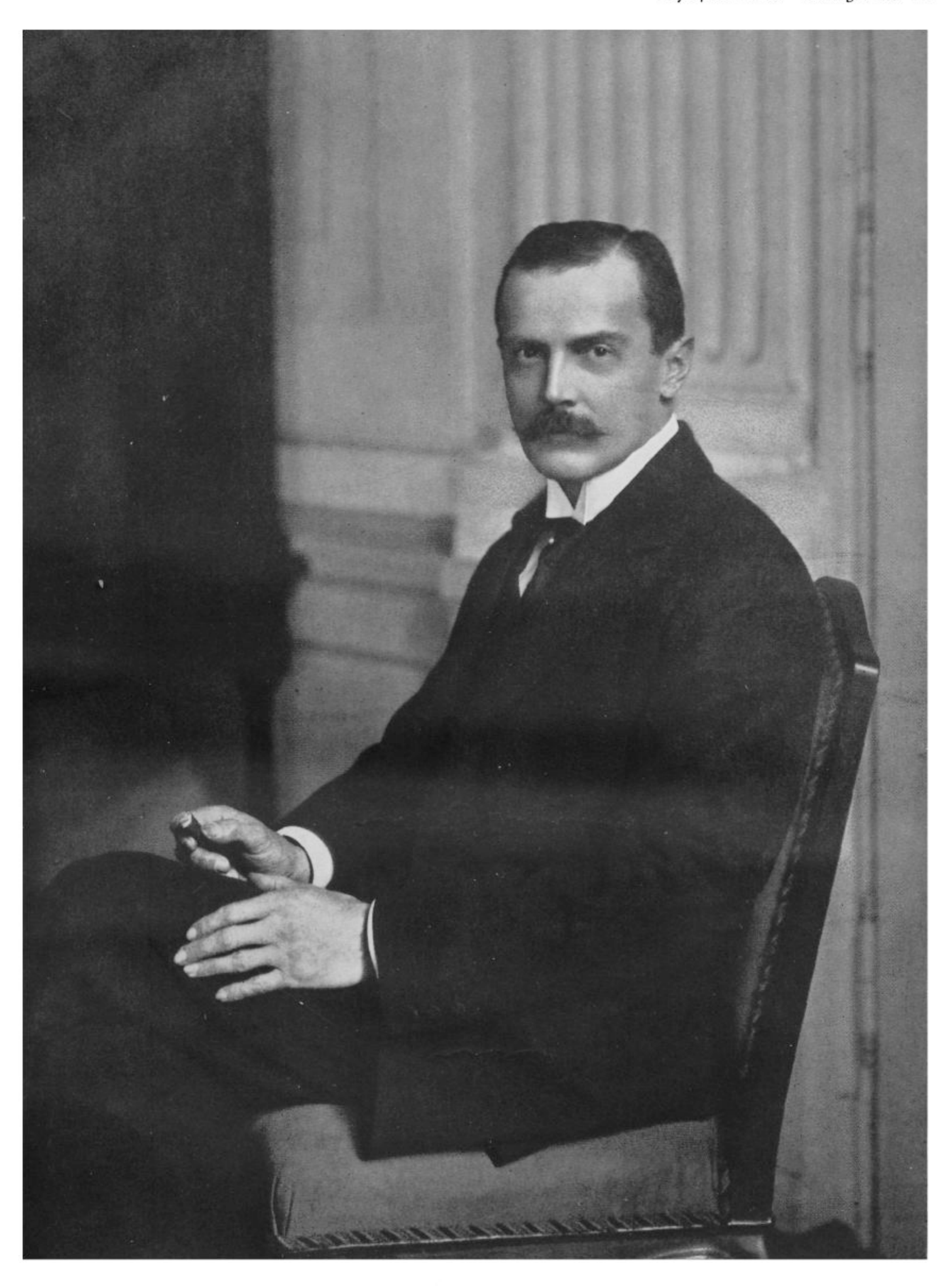
Persönliches

Der seit Professor Dr. Muthers Tode im Juni 1909 verwaiste Lehrstuhl für mittlere und neuere Kunstgeschichte an der Universität Breslau ist besetzt worden, und zwar durch den ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt, Dr. Rudolf Kautzsch. Professor Kautzsch ist 1868 zu Leipzig geboren. 1896 erwirkte er seine Zulassung als Privatdozent für Kunstgeschichte in Halle mit einer Habilitationsschrift: „Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479", wurde 1898 Direktor des Deutschen Buchgewerbemuseums in Leipzig, zugleich Privatdozent in der dortigen philosophischen Fakultät, siedelte Ostern 1903 als ao. Professor der Kunstgeschichte nach Halle über, von wo er am 1. Oktober desselben Jahres als Ordinarius und Nachfolger von Professor Dr. Georg Schaefer an die Technische Hochschule in Darmstadt berufen wurde. Professor Kautzsch ist Mitglied des Denkmalsrats für das Großherzogtum Hessen. Von seinen Schriften seien genannt: „Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriftenillustrationen im späteren Mittelalter" (1894), „Diebolt Lauber" (1895), „Die deutsche Illustration" (1904), „Die bildende Kunst und das Jenseits" (1905). Seit 1910 ist er zur Bearbeitung und Herausgabe des Werkes „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen" und zur Einrichtung des Denkmalarchivs beurlaubt. Das Breslauer Lehramt wird er Ostern 1911 übernehmen.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die Technische Hochschule in Breslau
Haupttor und Erker am Maschinenlaboratorium



Dr. von Guenther
Oberpräsident von Schlesien
Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift Schlesien von Ed. van Delden in Breslau